



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1927

5 (1927)



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 5

Mai 1927

45. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhiratlischer Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Für Deutschland	Mt. 2
Österreich	
Saargebiet	Mt. 2 bzw. denselben Wert in Sch. od. Fr.
Luxemburg	
Schweiz	
Elsaß	bei Einzelsendung Mt. 2.50
Italien	bei wenigstens 5 Abonnenten Mt. 2.30
Tschechoslowakei	" 20 " Mt. 2.15
Ungarn	" 40 Abonnenten Mt. 2.—
Rumänien	bzw. denselben Wert in Fr., Lire, Rc., Bl. etc.
Polen	

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten
für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3

Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstraße 8

Postcheckkonto Köln 1652

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a

Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstraße 25 p

Postcheckamt Breslau 15 625

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altendorf (Et. Uri)

Postcheckkonto Luzern VII 187

Aus Welt und Kirche

Stand der Kirche in China. Die Gesamtzahl der Katholiken in China beträgt 2 240 250, die der Obsorge von 56 Bischöfen und 2907 Priestern anvertraut sind. Etwa 40% der Priester gehören dem einheimischen Klerus an. 741 Theologen und 1969 Knaben bereiten sich in den Seminarien auf ihren hohen Beruf vor. Außerdem wirken in China 248 auswärtige und 271 einheimische Brüder, sowie 1088 ausländische und 2830 einheimische Ordensfrauen. Die Zahlen gelten für 1926 und sind schon wieder um ein beträchtliches überholt.

Australien. In Australien trifft man bereits Vorbereitungen für den im Jahre 1928 dort stattfindenden Eucharistischen Kongress. Unter den 6 Millionen Einwohnern befinden sich eineinhalb Millionen Katholiken.

Englischer Orden für einen katholischen Missionar. Der Gouverneur von Uganda sandte im Juli vorigen Jahres an R. P. Michand aus der Gesellschaft der Heiligen Väter folgendes Schreiben: „Sr. Majestät der König von England hat sich gewürdigt, Sie zum Ritter des Ordens vom britischen Reiche zu ernennen aus Anerkennung Ihres Erziehungswerkes in der Kolonie.“ Der Orden, ein sil-

bernes Kreuz mit dem Spruch „Für Gott und Reich“ wurde vom Gouverneur vor einer Ehrengarde dem Missionar überreicht.

Amerika. In Washington lagen in letzter Zeit Baupläne für 17 neue kirchliche Gebäude vor, darunter 9 Kirchen, 2 Pfarrschulen, 1 Hochschule (Gymnasium), 1 Klosterschule, 1 Schule, 1 Schwesternheim, 1 Erziehungsinstitut für Mädchen, 1 Kloster.

In Chicago wurden im Laufe des verflossenen Jahres nicht weniger als 28 neue Kirchen gebaut, zum Teil prachtvolle und stilgemäße Bauten.

Der Bürgermeister von New-York, James Walker, forderte die Leiter der New-Yorker Theater auf, gegen die überhandnehmende Unsitlichkeit gewisser Bühnendarstellungen vorzugehen, da er sich sonst von Amts wegen gezwungen sähe, gegen die Entartungen der Bühne vorzugehen.

England. Ein Gesetz verbietet Scheidungsprozesse in breiter Form der Öffentlichkeit durch die Zeitung bekannt zu machen. Nur kurze, sachliche Mitteilung ist erlaubt und Zu widerhandlungen werden mit 4 Monaten Gefängnis oder 2500 Pfund bestraft. Solche „Pressereinigungsgesetze“ taten auch in andern „Kultur“staaten not.

Frankreich. Die „Kinderhilfe“, welche sich in Frankreich zu Gunsten kinderreicher Familien gebildet hat, weist schöne Erfolge auf. In Rouen ist von 470 kleinen Kindern innerhalb eines Monats kein einziges gestorben. Während die Geburtenziffer in Frankreich im Durchschnitt 19 vom Tausend beträgt, beträgt sie in Rouen 37 vom Tausend.

Mischiehenverluste der kath. Kirche in deutschen Großstädten innerhalb 10 Jahren (vergl. Aprilheft des „Bergkämmler“). Berlin: 22 722; Breslau: 21 137; Köln: 9 891; Hamburg: 8 830; Düsseldorf: 8 653; München: 8 444; Essen: 6 893; Mannheim: 5 495; Stuttgart: 4 605; Duisburg: 4 574; zusammen 92 244. Wieviel häuslicher Friede, Freude; wieviel Glaube und Gewissen geht verloren durch die Gewissenlosigkeit von Jünglingen und Jungfrauen, welche sich von den Folgen einer Mischiehe nicht zurückhalten lassen und in leichtfertiger Weise ihr Seelenheil und das ihrer Kinder zu ruinieren.

Deutsche Missionstätigkeit. Gegenwärtig stehen 43 selbständige Missionsgebiete unter deutschsprechendem Personal. Davon in China 11, in Japan und Korea 6, auf den Philippinen 3, in Ozeanien und Australien 4, in Afrika 13, in

Amerika 6. In den Missionen wirken 584 europäische und 76 einheimische Priester, 452 europäische und 7 einheimische Brüder.

1076 europäische und 152 einheimische Schwestern sowie 3732 Katechisten und Lehrer unter 805 113 Katholiken und rund 93 000 Taufbewerbern. In 6 kleinen Seminarien wurden 251 Schüler und in 2 großen Seminarien 51 Seminaristen herangebildet. Die deutschen Glaubensboten leiten 1420 Elementarschulen mit 60 000 Kindern, 22 Gewerbeschulen mit 777 Jöglingen, 47 höhere Elementarschulen mit 3263 Schülern, 2 Gymnasien mit 239 Schülern und 1 Universität (Ohio, Jesuiten) mit 149 Studenten.

Steigender Zigarettenverbrauch in Deutschland. Im Jahre 1913 betrug der Zigarettenverbrauch Deutschlands 12,4 Milliarden Stück, im Jahre 1920 rund 20 Milliarden und im Jahre 1925 bereits 28,8 Milliarden.

Die Seelsorge in Mexiko. (Aus einem Privatbrief eines Ordenspriesters aus Mexiko-Stadt). Sie wünschen etwas über meine hiesige Wirksamkeit zu erfahren? Ich habe eine ganze Reihe von sogenannten eucharistischen Stationen in der Stadt zu versehen, d. h., ich teile die hl. Kommunion in einer Reihe von privaten Wohnhäusern aus, und zwar 2–300 Kommunionen täglich. Beichte wird am Donnerstag, Freitag und Samstag-Mittag ebendort gehörig. Ich spende sehr viele Tauzen, aber auch Ehen werden so in großer Zahl im Geheimen eingegessen. Dazu kommen die Besegnungen mit den einzelnen, die gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein dauern, manchmal auch bis zur Dämmerung des kommenden Tages. Eine meiner Hauptbeschäftigung ist die Sorge für die Katechisten, d. h., für die jungen Leute aus unserer katholischen Jugendorganisation, die den Religionsunterricht erteilen. Sie kommen immer wieder zu mir, um sich über heisse Punkte in der Moral, in der Glaubenslehre, in den sozialen Fragen unterrichten zu lassen. Es ist wunderbar, mit welchem Ernst und mit welcher Hingabe diese jungen Leute ihr Amt ausüben.

Zuweilen gelingt es mir auch, in die Gefängnisse einzudringen, um dort Beichte zu hören und die armen Gefangenen zu trösten. Einst fand ich eine Zelle mit 80 Personen, alles Katholiken, die ihres Glaubens wegen eingesperrt waren. Sie konnten infolge des ungenügenden Raumes weder sitzen noch lie-

gen, und sie standen Tag und Nacht nebeneinander, dabei herrschte eine Lust zum Erfticken.

Ein Japaner über die Christianisierung Japans. Ein japanischer Ordensmann, Ogihara mit Namen, der sich in Innsbruck aufhält, gibt seine Meinung über die Evangelisierungsarbeit in Japan folgenderweise ab: Nach meiner bescheidenen Ansicht liegt das größte Hindernis für den Fortschritt der katholischen Religion in Japan darin, daß man den Katholizismus in Japan überhaupt nur sehr wenig kennt. Was sind auch 120 Missionare für ein Volk von 60 oder 70 Millionen? Die öffentliche Meinung in Japan weiß entweder überhaupt nichts vom Katholizismus, oder sie hält die Katholiken für gemeine Verbrecher, für Abenteurer, die das Land für Spanien erobern möchten. Diese Auffassung wurde im 17. Jahrhundert durch die holländischen Calvinisten in Japan ausgebreitet und lebt heute noch in der einfachen Bevölkerung fort. Auf der anderen Seite scheint in Japan manches für eine glückliche Entwicklung der katholischen Sache zu sprechen. Den Japaner charakterisiert vor allem eine tiefe Ehrfurcht vor der Autorität, und darin liegt schon ein verwandter Zug mit dem Katholizismus. Neun Zehntel des Volkes ehrt den Mikado als einen Halbgott, und dabei mag es einmal von Bedeutung werden, daß der führende Katholik, Admiral Nomomoto, einst der Lehrer des neuen jungen Monarchen war. Auch die ganze Verehrung und Liebe der Japaner für die Eltern stimmt mit der christlichen Auffassung über die Kindespflicht durchaus überein. Dagegen bildet die große Lockerung der Sitten in den gebildeten Kreisen ein schweres Hindernis für die Ausbreitung des Evangeliums. Es wäre wünschenswert, daß die Katholiken vor allem mit der Arbeit in den Schulen und in den Krankenhäusern einzutreten, dann auch mit der Arbeit in der Presse. Die Predigt erwähne ich aus dem Grunde nicht, weil heute die wenigsten Glaubensboten in der Lage sind, erfolgreich zu predigen, da sie die Sprache nicht genügend beherrschen. An feindlichen Kräften ist die fortschreitende revolutionäre Arbeiterbewegung in erster Linie zu nennen. Die nach europäischem Muster arbeitenden Arbeiterorganisationen lehnen jede Religion und auch jede Achtung vor irgend einer Autorität grundsätzlich ab. Die buddhistische Religion als solche wäre kein unüberwindliches Hindernis, da sie von den meisten ihrer Anhänger nur äußerlich beibehalten wird. Die mei-

sten Buddhisten begnügen sich mit der Haltung einiger Feiertage im Jahre, wobei sie dann auf 10 oder 20 Minuten in die Pagoden gehen und dort allerdings in frommer Sammlung beten. Viel hinderlicher wird sich die ganz allgemeine religiöse Gleichgültigkeit der Ausbreitung des Christentums in den Weg stellen.

Nachrichten aus unseren Häusern

St. Paul, Noviziat. Mitte März traf unser hochwürdigster Herr Pater Generalsuperior in Begleitung zweier Patres hier ein, um die Häuser der deutschen (einzigsten europäischen) Provinz zu besichtigen. Viele und große Sorgen lasten auf dem Generalobern und der Kongregation. Möge der Aufruf des hochw. Pater Provinzial in der letzten (April) Nummer des „Vergleichmeinrich“ nicht ungehört verhallen. Rund 30 Theologie- und Philosophiestudierende zählt die Gesellschaft in Deutschland, und diese haben kein eigenes Heim. Über 20 Alerikler haben in St. Paul am 1. Mai das hl. Ordenskleid empfangen. Sie werden nach einem Jahre zu den Aleriklern gehören, welche die höheren Studien in Würzburg vollenden sollen. Über 250 Studenten in unseren beiden Gymnasien bereiten sich auf ihren späteren Beruf vor. Sollen alle die edlen Jünglinge, welche sich dem Dienste der Seelsorge in der Heidenmission widmen wollen, abgewiesen werden wegen Mangel an Platz? Das wäre ein Verbrechen an den unsterblichen Seelen so vieler Heiden, die voll Sehnsucht auf das Evangelium warten. Also helft liebe Leser, liebe Freunde und Wohltäter auch weiter eifrig, großherzig mit am Gelingen der Errichtung eines eigenen Seminars für unsere Priesteramtskandidaten.

Zu Ehren der hl. Mutter Anna beten alle Gemeinden unserer Genossenschaft für unsere Wohltäter schon seit Jahren täglich eine Reihe von Gebeten. Täglich werden im Mutterhause Mariannhill 2-3 und mehr hl. Messen für die Wohltäter gelesen. Wir verweisen wiederum auf das Liebeswerk vom hl. Paulus, das dazu bestimmt ist, auch armen Studenten es zu ermöglichen, ihr ersehntes Ziel zu erstreben. Gotteslohn ist allen edlen Spendern verheißen. Denn Gottes Ehre fördern ist Gottesdienst.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nr. 5

Mai 1927

45. Jahrgang

Allüberall Maria

In funkelnden Sternlein ohne Zahl,
In all den Blumen der Auen
Erblick' ich nur dich allüberall
Und ewiglich möchte ich schauen.
Und in der Vöglein süßem Schall
In des Waldes und Bächleins Rauschen,
Da hör' ich nur dich allüberall
Und ewig möchte ich lauschen!

Es blühen viel Blümlein lieb und schön
Und duften auf weitem Gefilde,
Es kann das Auge nicht satt sich seh'n
An solchem Zaubergebilde.
Die Rose rot und die Lilie weiß,
Wie herrlich sind sie zu schauen.
Doch unter gar allen hast du den Preis:
O Königin der Jungfrauen!

In dunkler Erde, in tiefem Schacht,
Da flimmern und schimmern Diamanten,
Sie treiben die Menschen mit Zaubermacht
Zu suchen in allen Landen.
Doch Diamanten, klar und rein,
Verlanget mich nicht zu schauen,
Bist du ja mein kostlicher Edelstein,
O Königin der Jungfrauen!

Es funkeln die Sterne ohne Zahl
In blauen Himmelstiegen.
Mir ist, als ob sie allzumal
Zum Paradiese mich riesen.
Ihr lieben Sternlein in der Fern',
Wohl mag ich gerne euch schauen,
Doch bist nur du mein Morgenstern,
O Königin der Jungfrauen!

P. H. Opitz, S. J.

Von Pater D. Sauerland, R. M. M.

Einiges über Ursprung und Geschichte des Zuluvolkes

Fortsetzung

IV. Die ersten Sippen des Zululandes. Wie sich die Zulusippen bildeten. Wo das Zuluvolk ursprünglich herkam. Erste Entwicklung der Zulugeschichte mit der Flucht des Ngodongwana.

Die ersten Sippen des Zululandes. Inmitten des abgeschlossenen teleza-Sprachengebietes und abgeschnitten von ihren nächsten Verwandten, den Kaffern des Kap, durch die Lala-Sippen Natal's, befand sich ein anderer, kleiner Teil der zuletzt angeführten Kafferngruppe. Diese können von den Xosa oder von der Kap-Kolonie-Truppe auf dem gemeinsamen Marsche nach Süden zurückgelassen worden sein. Die Natal-teleza-Eingeborenen hatten sich währenddessen zwischen beide Parteien geschoben, denn man nimmt an, daß die Kafferngruppe als erste auf der Bildfläche erschien. Es ist auch möglich, daß sie in der Folge auf ihrem früheren Wege zurückgekehrt sind und sich inmitten der teleza-Stämme niedergelassen haben, gerade so wie andere aus ihrer Familie in neuerer Zeit getan als Mzilikazi das Matabeleland eroberte und Manukusa Zentralafrika seine furchtbaren Freibeuter gab, nämlich die aba Ngoni und die wa Tuta. Die Kaffernsippen nahmen zu der hier angeführten Zeit, am Ende des 18. Jahrhunderts das ganze Land, das heute als Zululand bekannt ist. Die Bacas und die andern teleza-Völker hatten sich schon lange vorher aus dem dortigen Küstengebiete verzogen nach dem Gebiete, das wir jetzt Natal nennen. Dort wohnte der Zunga-Stamm der Küste entlang jenseits des Tukela und angrenzend an diesen mehr nach dem Innern, den Agohe-Hügeln entlang waren die Quaben unter Pakatwayo sesshaft. Als Nachbarn hatten die Quaben an der weiteren Seite des Mhlatuze die ema Ngadini. Längs der Küste zwischen dem Mhlatuze- und Msolozi-Fluß wohnte der große Mtetwa-Stamm unter Dingiswayo mit der Mwanazi-Sippe (nur ein Zweig der Mtetas, der für Zwischenheirat gebildet wurde); zwischen dem Msolozi und Sub-Tonga die ema Ncwangeni, die Msokani, die Msane und andere Sippen jenseits des Hluhluwe und die Mkuze. Angrenzend an die Mwanazis bis ungefähr an die St. Lucia-Bay lebten die Ncubes; eine Abteilung der vielzerstreuten Tembus in den oberen Bereichen des Ntseleni-Stromes; die em Ohletscheni um Hlabisa, die e-Langeni unter Bebe, dem Großvater der Nandi, Tschakas Mutter, im Norden des mittleren Mhlatuze; die Magwaza-Sippe in deren Nachbarschaft und die Mtulis an dem Mpapala. Weiter im Innern im Nkandhla-Distrikt waren die em Bugeni-Leute, die Mavundhlas und die Mnomiyas. Südlich von diesen, ungefähr bei der Verbindung des Ntsuze-Flusses mit dem Tukela befand sich die Lala-Angongoma-Sippe und jenseits von diesen weiter

aufwärts am Tukela lebten die e-Mbos und die Mdhlaloses. Am Ntla-zatsche-Berg wohnten die ema Mbateni; nordöstlich davon hauste der ema Ngwaneni-Stamm unter dem berühmten Matiwana und wieder östlich, jenseits des Blut-Flusses zwischen dem Ngwaneni-Stamm und dem Newcastle-Distrikt von Natal war die große Abteilung der Tembus unter Agoza, während noch jenseits der Tembus bei den Quellen des Mzinyati oder Buffalo-Flusses der sehr starke Hluti-Stamm der teleza-Familie wohnte, die mit den Swazis verwandt waren und damals unter Mtimkulu, Mpangazita und andern Häuptlingen standen. Südlich von den ema Mbateni, zwischen dem Babanayo-Hügel und dem weißen Msolozi-Fluß waren die Butelezi, während südöstlich von diesen letzteren gegen den mittleren Tukela hin die ema Cuwini-Sippe unter Macingwane lebte.

Jenseits des schwarzen Msolozi, vom Ngome-Wald, dem Pongolo entlang gegen die Küstengebiete hin war der große Stamm der Ndwandwes oder Nrumalos mit der Nebenlinie der Kumalos unter dem berühmten Häuptling Zwide.

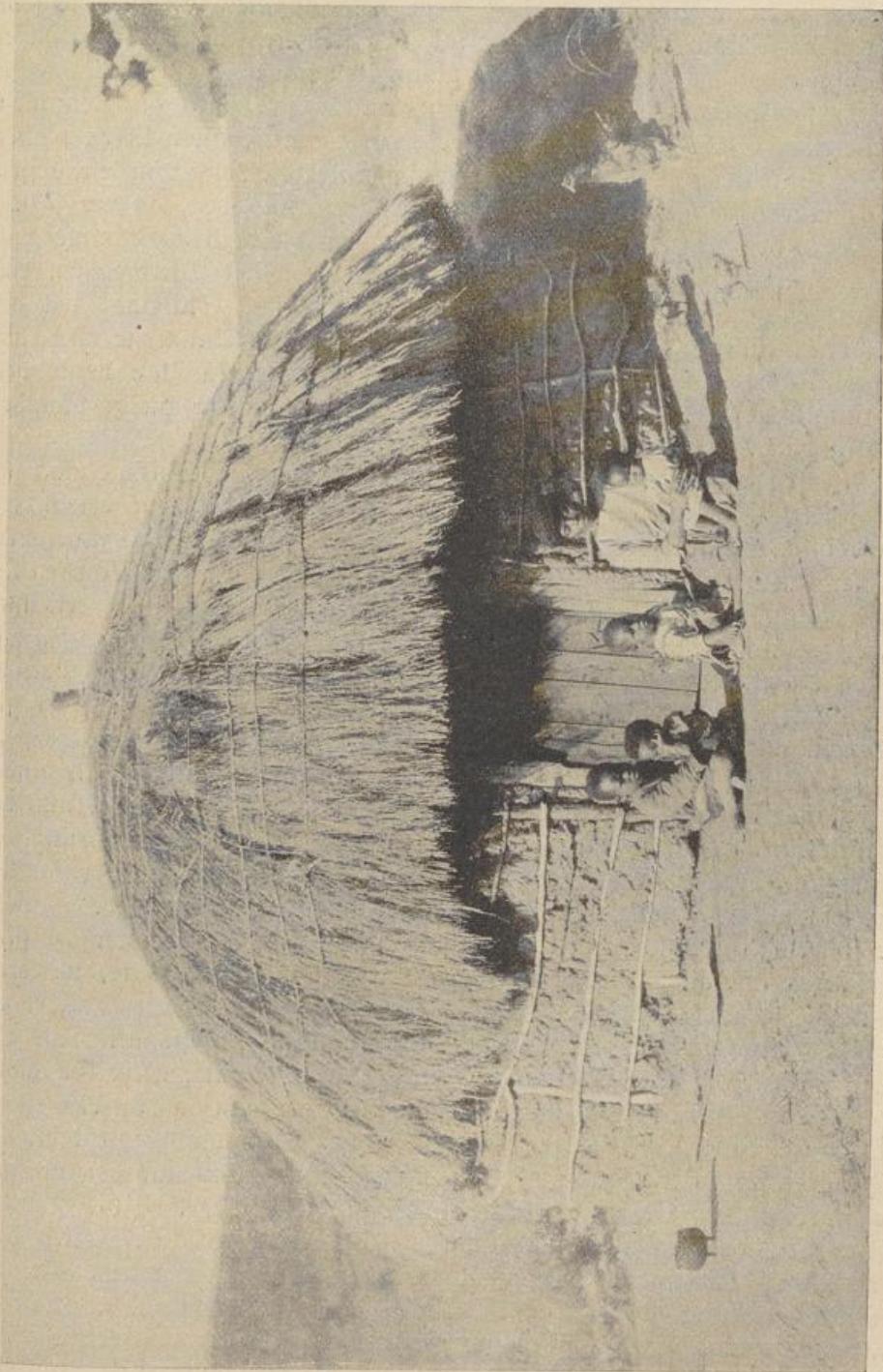
Nahezu hundert andere kleine Stämme waren da und dort über die übrigen Teile des Territoriums zerstreut und einer von diesen, der in dem dreieckigen Stück Land, das durch den Zusammenfluß des weißen und schwarzen Msolozi-Flusses gebildet wird, wohnte und der eingeschlossen war von den mächtigen Butelezi- und Ndwandwe-Stämmen, war bestimmt, der größte und berühmteste aller Stämme zu werden. Dieser war die kleine Sippe, die unter dem Namen „Zuluvolt“ bekannt war und nahe verwandt mit dem größeren Quabe-Stamm an der Meeresküste und deren Haupfkraale sich zwischen dem Mlumbane und dem Mzololo befanden, die in den weißen Msolozi-Fluß münden. Zu jener Zeit wurden sie von einem wenig bekannten Häuptling namens Senzangakona regiert.

Wie sich die Zulusippen bildeten. Es ist nun in der Tat merkwürdig, wie diese einzigartige Rasse der Kaffern sich in so zahlreiche getrennte Stämme auflösen konnte unter von einander unabhängigen Häuptlingen und zwar dergestalt, daß mit der Zeit von einer gemeinsamen Verwandtschaft zwischen ihnen überhaupt in ihrem eigenen Bewußtsein nichts zu dämmern schien.

Nun ist es bei den Bantu-Völkern Sitte und dies scheint immer so gewesen zu sein, daß sie sich niemals innerhalb ihrer eigenen Sippe verheirateten. Alle Mitglieder desselben Stammes, die von einem gemeinsamen Ahnen abstammen, nennen sich selbst mit demselben Zusamen oder ifibongo (das gewöhnlich der Name des Vorfahren oder dessen Kraal ist) und sie betrachten einander als Brüder und Schwestern. Nach dem Verlauf eines Jahrhunderts jedoch oder später, nachdem die Nachkommen der verschiedenen Söhne eines früheren Häuptlings jetzt vielleicht zwei oder drei verschiedene Zweige desselben Ahnenstocks darstellen, beginnen sie festzustellen, daß ihre gegenseitige Verwandtschaft

genügend weit entfernt ist um den Wunsch einer Wechselheirat zwischen ihren Nachkommen zu erfüllen. Um nun aber doch der Nachrede zu entgehen, als würde sich Bruder und Schwester heiraten (denn alle Sippenangehörige betrachten sich als Brüder und Schwestern, in Wirklichkeit sind es Vetternschaften im 4. oder 5. Grade), so wird ein neuer Sippename für diesen Zweig geprägt, in welchen der Häuptling oder dessen Sohn hineinheiraten darf. Ein Beispiel dafür lieferte die neuere Zeit als die Kinder und Neffen des Cetschwayo, des Mpande, des Senzangakona, des Jama und jene des Zibelu, des Mapita, des Sojihisa und des Jama, zwei Zweige des Hauses von Jama und des Hauses des Zulu den Wunsch hegten, gegenseitig Wechselheiraten einzugehen. Um dies zu erleichtern sollte die Nachkommenschaft des Zibelu und seines Familienzweiges abakwa' Bihaha (die Leute des Biyaha) genannt werden. So ähnlich lässt sich diese Sitte Jahrhunderte zurückverfolgen. Die Teilung des ursprünglichen Zulustammes in solche unabhängige Abteilungen war so vollständig, daß das isibongo oder Sippename der „Leute des Zulu“ nun im Zululand praktisch auf die Mitglieder des alten königlichen Hauses allein beschränkt ist, d. h. auf die unmittelbaren Nachkommen des Jama, des Vaters des Senzangakona. Wir treffen wohl in Natal eine große Anzahl Eingeborener, die sich selbst mit dem Zunamen „Zulu“ bekennen, aber dies ist der Tatsache zuzuschreiben, daß ihre Großväter das Land während der Zeit Tschafas und Dingaans verlassen haben und deshalb vor der Bildung der neueren Unter-Sippen. Diese haben ihre „Karte“ verloren und dürfen kaum Anspruch darauf erheben, zu der Familie zu gehören, die jetzt unter dem Namen „Zulu“ im Zululand existiert. Abrigens wird es für den einzelnen fast, wenn nicht ganz unmöglich sein, festzustellen, zu welcher Unterabteilung des Stammes er wirklich gehöre.

Bei andern Gelegenheiten waren es private Familienstreitigkeiten, welche die Trennung des Stammes verursachten und auf diese Weise geschah es auch, daß ungefähr in der Mitte des 17. Jahrhunderts aller Wahrscheinlichkeit nach der Stamm, von dem die ursprünglichen Zulu selber ein Zweig waren, sich trennte. Er wurde damals von einem Häuptling namens Malandela regiert, dessen Weib Nozidiya ihm zwei Söhne schenkte, Quabe und Zulu. Die Mutter hatte wie die Geschichte berichtet und wie es oft der Fall ist, eine Vorliebe für den jüngeren Sohn und bei einer besonderen Gelegenheit begünstigte sie ihn. Sie half ihm beim Erwerben eines kleinen Viehstandes, der aus seinen, weißen Tieren sich zusammensetzte, worüber der ältere, minder begünstigte Sohn Quabe neidisch wurde. Da die Mutter dies bemerkte und zugleich die schlimmen Folgen eines ruchlosen Planes, den sie erlauscht hatte, befürchtete, gab sie ihrem jüngeren Sohne Zulu den Rat, in eine andere Gegend zu ziehen. Diesen Rat befolgte er und



Christlicher Bulufrat

ging unter Mitnahme seines schönen Viehbesitzes und unter Obhut eines gewissen induna Mpungose nach dem unbewohnten Gebiete jenseits des weißen Mfolozi bei Mahlabatini und siedelte sich dort an. Da er der Sohn eines Häuptlings war, so sammelten sich bald einige Anhänger um ihn sowie einige Mitglieder der Familie und bald bildeten diese einen neuen Stamm. Der ältere Zweig der Familie blieb in dem alten Gebiete und um ihn von dem neuen zu unterscheiden, wurden dessen Nachkommen die „Leute des Quabe“ genannt und der jüngere Zweig die „Leute des Zulu.“ Mit der Zeit vergaßen die beiden Stämme auch ihre Verwandtschaft und gehen nun seit langer Zeit Wechseln ein. Der ursprüngliche isibongo oder Sippen-Name des Stammes vor der Zeit der Trennung scheint nicht bekannt zu sein, die Annahme aber, daß es der Name „Gumede“ war, ist wohl begründet für die Leute des ursprünglichen Quabestammes und der Name Gumede wurde von den Zulukönigen als Ehrentitel stets beibehalten.

Wo das Zuluvolk ursprünglich herkam. Nach obiger Tradition mag sich das Zuluvolk schon im 17. Jahrhundert bereits an dem erwähnten Platze im Zululand vorgefunden haben, denn es ist kaum anzunehmen, daß der Zulusstamm und Quabenstamm Arm in Arm von Norden her eingezogen ist. Von Zulus Vater Malandela wird auch nicht erwähnt, daß er jemals anderes Land gesehen habe als seine alte Heimat. Ja wir können annehmen, daß der Stamm schon lange Zeit vor jener Periode dort ansässig war. Aber wo sie vorher waren, vor jener Zeit, wo sie herkamen mit all den andern Verwandten der ama Ntungwa-Sippen, wo sie damals herkamen, als die ganzen Ntungwa-Völker „mit einem großen Getreidekorb heruntergekommen“ sein sollen, davon sagt uns die Tradition nichts. Der Name ama Ntungwa scheint der ursprüngliche gemeinsame Geschlechtsname all dieser Stämme der Kaffernfamilie gewesen zu sein, die diesen Teil des südlichen Kontinents bewohnten. Sie sollten sich dadurch unterscheiden von den Völkern der tekeza-Sprachengruppe, welche die Küstengebiete in Besitz hatten und im weiteren Sinne wohl auch von der Alma-Xosa-Gruppe desselben Kaffernschlechtes, die fern im Süden in der Kapkolonie ihren Wohnsitz hat. Es ist nicht leicht, eine Mutmaßung zu wagen. Die entferntere Geschichte der Zulu ist ohne Zweifel identisch mit jener der ganzen Kafferngruppe der Bantu-Rasse, mit jener der Xosas, der Mpundos und vielleicht auch im entfernteren Grade mit den Swazis und Lalas und den übrigen tekezasprechenden Stämmen. Sir H. Johnston denkt, daß die Bantu-Völker vor weniger als 3000 Jahren von den nördlichen Teilen des afrikanischen Kontinents herabgekommen seien. Ferner wurde die ursprüngliche Heimat der Zulus innerhalb der Nachbarschaft des Tanganika-Sees vermutet, doch sind die Gründe zu schwach, um solche Vermutungen zu festigen. Während Professor P. Bryant, dessen Ausführungen wir bisher gefolgt sind, dem lemurischen Ursprung der Neger

und Bantu-Völker zuneigt, haben doch auch wieder tüchtige Gelehrte auf dem Gebiet der Zuluforschung andere Ergebnisse uns geboten, welche geeignet sind, die lemurische Hypothese, welche so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, ernstlich in Frage zu stellen. Der gelehrte Zulusprachforscher W. Wanger lehnt diese Hypothese ab auf Grund vergleichender Sprachwissenschaft. Van Oordt kommt nach Vergleichung von ungefähr 60 afrikanischen und mehr als 80 indischen (nicht arischen) Dialekten zu dem Resultat, daß der Ursprung unserer Bantu etwa auf der malayischen Halbinsel zu suchen ist, der Heimat der Semang, Sakai und Jakun, von wo aus sich die Ableger über das südliche Asien bis nach Mesopotanien ausgebreitet hätten. Hier bildete sich das Reich der Sumerer oder der Kengi, von wo zwei Auswanderungen über den persischen Golf nach der Ostküste Afrikas stattgefunden hatten. Br. Otto Mäder R. M. M. (Mariannhill) ist auf archäologischem Wege durch Entzifferung von Buschmannsmalereien zu demselben Resultat gelangt. (Konversations-Grammatik zur Zulusprache von P. W. Wanger, Mariannhill 1917).

Möge es der Wissenschaft glücken, daß dichte Dunkel über die Herkunft der afrikanischen Völker, insbesondere der Zulu völlig zu lüften. Treten wir im folgenden in die historische Zeit des Zuluvolkes ein, soweit sie sich zurückführen läßt.

Erste Entwicklung der Zulu-Geschichte mit der Flucht des Ngodongwana. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts brach unter den Mitgliedern des königlichen Hauses des Mtetwa-Stammes, der längs der Küste Natal's wohnte, ein Streit aus. Die Einzelheiten dieses Streites sind bedauerlicherweise nicht genau festzustellen, „obwohl“ sie aus „zuverlässiger“ Eingeborenen-Quelle von Sir F. Shepstone und Mr. Fynn uns überliefert werden. Nach S. Shepstone hatte der Mtetwa-Häuptling Jobe ungefähr im Jahre 1785—90 einen Sohn, Tana mit Namen, zum Thronfolger ernannt. Da dieser jedoch begierig war, bald zur Herrschaft zu gelangen, verschwörte er sich mit einem jüngeren Bruder Ngodongwana um ihren betagten Vater aus dem Wege zu räumen. Aber die Verschwörung wurde entdeckt und beide wurden zum Tode verurteilt. Auf Befehl des Königs wurde ihre Hütte des Nachts umgestellt, Tana wurde getötet, aber Ngodongwana glückte es zu entfliehen trotz einer schweren Verwundung durch einen mit Widerhaken versehenen Assegai. Er hielt sich im Busch verborgen und wurde von seiner Schwester aufgesucht und gefunden. Diese half ihm in seiner Notlage und lieh ihm ein eigenständliches Fell als Mantel, unter dessen Verhüllung es ihm ermöglicht wurde, aus dem Gebiete zu verschwinden. Er wanderte weit fort, von Stamm zu Stamm, bis „zum Süden“, wo er mit Weißen zusammentraf und in deren Dienste trat. Er kam zuletzt in Besitz von einigen Pferden und kehrte dann wieder zu seinem Volke zurück, „indem er auf einem Pferde saß.“ Der regierende Häupt-

ling, einer seiner Brüder, floh bei dessen unheil verkündenden Rückkehr; denn in jenen Tagen war ein Pferd im Zululand fast unbekannt und mehr gefürchtet als ein Löwe.. Der Häuptling wurde jedoch eingeholt und getötet und Ngodongwana allgemein als Häuptling ausgerufen. Henry Francis Fynn gibt uns einen anderen Bericht. Er war einer jener Engländer, die mit der ersten Truppe sich bei Port Natal im Jahre 1824 niedergelassen hatten*). Nach ihm soll der Mtetwa-Häuptling Jobe ungefähr im Jahre 1750 noch nicht formell einen Nachfolger bestellt haben, sondern zwei Söhne, Mawewe und Ngodongwana, beide von verschiedenen Müttern, strebten heimlich nach der Herrschaft. Die Freunde des älteren Mawewe bemühten sich eifrig, ihren Kandidaten durchzubringen und verbreiteten das Gerücht, Ngodongwana strebe nach dem Leben Jobes. Dieser befahl den sofortigen Tod des Ngodongwana. Dieser entkam jedoch in den Busch, fiel aber dort einem Trupp Verfolger in die Hände, die ihn aber verschonten und meldeten seine Flucht sei geglückt. Er wanderte von Stamm zu Stamm, während sein Vater an alle Häuptlinge Geschenke sandte mit der Bitte, Ngodongwana zu töten, wenn sie ihn in ihre Hände bekämen. Endlich erreichte der Flüchtling einen Stamm, der von einem Häuptling namens Pangane regiert wurde und obwohl dieser in ihm den Gesuchten vermutete, gewährte er ihm doch Schutz. Dieser machte sich nützlich, indem er die Kuh molk und andere Arbeit verrichtete, bis er eines Tages durch eine erstaunliche Tat die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Er griff eine Löwin, welche schon beträchtlichen Schaden unter dem Viehbestande angerichtet hatte, mit der Hand an und tötete sie und brachte als Siegeszeichen ihre beiden Jungen mit nach Hause. Sofort wurde er als tapferster Mann berühmt. Da erreichte ihn das Gerücht, daß sein alter Vater gestorben und dessen Sohn Mawewe dessen Nachfolger geworden sei. Zugleichzeitig gab es große Aufregung im Lande und in dem Stämme wo Ngodongwana lebte, denn ein weißer Mann erschien. „Ein Gewand bedeckte dessen Körper und an seinen Füßen hatte er keine Zehen. Seine Ferse war so hoch, daß sie in die Erde eindrang. (Schuh!) Er saß auf einem Tiere von großer Schnelligkeit und in seiner Hand trug er einen Pfahl, welcher Feuer und Donner ausspielt und alle Tiere tötete, die ihn anschauten. Dies war der Häuptling aller Zauberer, von denen alle anderen ihre Kraft hervorahmen. Bei seinem Anblick flohen die Eingeborenen, nachdem sie ihm einen Ochsen getötet hatten, damit er von ihm verzehrt werde und wenn immer er einen Kraal betrat, hinterließ er dort Perlenschnüre und Messingwaren, die von den Eingeborenen nach ihrer Rückkehr gefunden wurden.“ Aber Pangana wußte mehr als seine unwissenden Untertanen, er wartete ruhig die Ankunft der Erscheinung ab und veranlaßte sie, eine ärztliche Operation an seinem Knie vorzunehmen. Diese Tat

* Siehe Jahrgang 1923 des „Vergißmeinnicht“: Die Flucht des Fynn.

unvergleichlicher Tapferkeit entkleidete die Erscheinung all ihres Schrecks. Als nun der Vorfahre einen Führer suchte um den Fremden an die Küste zu führen, „damals etwa 300 Meilen entfernt“, da fand er Ngodongwana und dessen Gefolge bereit, den Fremden zu begleiten. Solch ein Führer, der nun zwei Fliegen auf einmal schlagen wollte, führte den Reisenden an jenen Teil der Küste, der seinem eigenen Volke am nächsten lag und das der Küste entlang wohnte. Als er sich bereits der Heimat näherte und schon Ausblick auf das Meer hatte, ließ er den Weissen unter dem Quabestamm zurück, welcher der nächste



Näherei von Mariannhill

Nachbar seines eigenen Stammes war. Pakatwayo, der Quabe-Häuptling, ergriff nun die „Erscheinung“, „und da er sie nicht für ein menschliches Wesen ansah, sondern als eine Art Seetier, das in großen Muscheln den Ozean durchquert, indem es sich von Elefantenzähnen nährt, die zu seiner Bequemlichkeit am Meeresufer hingelegt werden müssen und als Gegengabe Perlen zurückschlägt, die er auf dem Meeresboden sammelt“, so hielt er es für einen guten Fang und vernichtete es. Dies war die letzte Nachricht von dem unglücklichen „umlungu“-Europäer. Doch den Ngodongwana erwartete ein glücklicheres Los. Nachdem er seinen Stamm erreicht hatte, wurde er seinem älteren Bruder, dem Häuptling Mawewe, angemeldet, der sogleich einen Boten zu ihm sandte um mit ihm zu verhandeln. Die Folgen dieser Unterhand-

lungen waren, daß der Vate von dem anscheinend allmächtigen fremden Häuptling, der auf einem so fremden wunderbaren Tiere gegen sie ritt und der in seiner rechten Hand Donner und Blitz trug, so hoffnungslos eingeschüchtert, daß er sich sofort ergab. Er trat in den Dienst des Fremden ein. Alsdann kehrte er zu dem Häuptling Mawewe zurück und riet ihm, eine Streitmacht gegen Ngodongwana auszusenden. Dies geschah und der Gesandte selber wurde ihr Anführer. Dadurch wurde es ermöglicht, daß im Rücken der Streitmacht Mawewe eine Abteilung Krieger aufgestellt werden konnte, welche in das Geheimnis eingeweiht worden waren. So wurde ein leichter Sieg erschlagen und Ngodongwana marschierte auf die Hauptstadt los. Sein Bruder war jedoch bereits zu dem benachbarten Quabehäuptling geflohen, der zuletzt gezwungen wurde, den königlichen Flüchtling auszuliefern. Er übergab ihn seinem Bruder Ngodongwana, der ihn tötete.

Die Geschichte, wie sie heute noch von den Mitgliedern des Mtetwa-Stammes erzählt wird und die noch im Mtetwa-Lande wohnen, besagt, daß der Häuptling Jobe seinem älteren Sohne Tana befohlen habe, den Kopfring (Häuptlingsabzeichen) anzunehmen. Dieser verweigerte es, worauf Jobe eine Abteilung Leute aussandte um ihn zu töten mit den Seinigen. Die Hütte, in der er wohnte, wurde umzingelt und alle hingeschlachtet mit Ausnahme seines jüngeren Bruders Ngodongwana, der durch seinen mit Widerhaken versehenen Assegai am Oberarm oder rechten Fuß oder in der Hüftgegend schwer verwundet dennoch entfliehen konnte. Mawewe war ein anderer Sohn Jobes, der nach dessen Tod Häuptling wurde. (Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

Von Pater Sales Eßer, R. M. M.

Eine unaufgeklärte Geschichte

Auf die Missionsstation Reichenau kam eines Tages ein heidnisches Mädchen, das der Vater nur mit großen Schwierigkeiten hatte ziehen lassen. Das Mädchen war Vaters Liebling und darum konnte er ihr schließlich den Wunsch, auf die Station zu kommen, nicht mehr abschlagen. Die Großmutter machte große Schwierigkeiten. Von dieser Seite blieb darum auch nichts unversucht, um das Mädchen zu bewegen, wieder heimzugehen und Heidin zu bleiben. Das Mädchen selbst wollte davon nichts wissen; es war in jeder Hinsicht sehr eifrig und kannte nur den einen Wunsch, getauft zu werden. Allein wegen der Schwierigkeiten, die von zuhause immer wieder drohten, ließ ich sie 4 Jahre warten. Endlich gab der Vater, unbeirrt von den Einflüsterungen der Großmutter, die Erlaubnis, daß sie getauft werden könne und die Versicherung, er wolle sie in Zukunft wegen ihres christlichen Glau-

bens nicht belästigen. So wurde das Mädchen getauft und erhielt den Namen Genoveva. Bald darauf durfte sie auch zum Tisch des Herrn hinzutreten. Genoveva war sehr glücklich und führte auch fernerhin wirklich ein tadelloses christliches Leben.

Ungefähr ein halbes Jahr ging alles ruhig weiter. Da kam eines Tages der Vater und bat, man möchte das Mädchen doch wieder nach Hause gehen lassen, damit es seine Mutter besuchen könne, die so sehr nach ihr verlange. Ich äußerte dem Vater gegenüber meine großen Bedenken und meinte, daß das Mädchen könne auf diese Weise doch in große Gefahr kommen, da die Großmutter immer noch um jeden Preis das Mädchen wieder heidnisch machen wollte. Der Vater bat wieder sehr inständig und versprach, daß sie ganz bestimmt innerhalb einer Woche wieder zurück sein werde. Da ich auch jetzt noch nicht einwilligte, machte er mir den Vorschlag, ich solle einen zuverlässigen Mann mitgeben, der sie nach Hause begleiten und auch wieder auf die Station zurückführen sollte. Auf diesen Plan ging ich ein und ließ das Mädchen am folgenden Montag in Begleitung eines sehr zuverlässigen jungen Mannes nach Hause gehen; am Samstag sollte es wieder zurückkommen. Der junge Mann aber kam erst am Montag zurück; leider allein. Auf meinen Vorhalt erzählte er mir, daß er am Samstag unmöglich habe kommen können, da er noch verschiedene wichtige Geschäfte in der Nähe jenes Ortes habe besorgen müssen und als er Sonntag abends zu der Hütte, wo das Mädchen wohnte, hinkam, um dann am Montag mit ihr wieder abzureisen, fand er zu seiner größten Überraschung das Mädchen mit ganz verändertem Wesen. Es benahm sich wieder wie die heidnischen Mädchen in seiner ganzen Haltung und Gebärde, ja sogar noch zügeloser. Auf meine erstaunte Frage, wie so etwas möglich sei, erzählte er weiter: „Als ich den Vater des Mädchens, der selbst fassungslos war, bat, mir doch über dieses Workommnis Aufklärung zu geben, sagte er: „Das Mädchen hat am Samstag bei Zeiten Vorbereitung getroffen, um zur Station zurückzukehren. Als du nun nicht kamst, wurde sie unruhig und ängstlich, weil sie fürchtete, sie käme nicht mehr zur rechten Zeit wie es ausgemacht war zur Missionsstation zurück. Als du auch am Abend noch nicht da warst, fing sie an zu weinen, weil sie ihr gegebenes Wort nicht einlösen könne. Um nächsten Morgen aber fand ich meine Tochter außerhalb der Hütte in einem Zustand, daß ich alter Heide mich selber schämte. Das Mädchen war ganz von Sinnen. Auf meine Frage, was denn geschehen sei, gab sie keine Antwort, sondern tanzte nur singend und jodelnd umher. Ich habe mich dennoch genauer erkundigt und konnte feststellen, daß die Großmutter das Mädchen immer bearbeitet hatte, doch wieder Heidin zu werden. Besonders am Samstag abend hatte sie demselben recht zugesezt und ihr auch eine Medizin heimlicherweise ins Essen hineingetan. Auf diese Weise kam dann das Mädchen ganz von Sinnen.“ Die Medizin, Baba“, fuhr

der junge Mann fort, „hatte die Eigenschaft, daß dadurch die Sinnlichkeit mächtig angeregt wurde und so ist das alles über das arme Mädchen gekommen.“ Ich tadelte den jungen Mann, daß er nicht zur rechten Zeit zum Kraal gekommen sei und deswegen das arme Mädchen so ins Unglück gebracht habe. Allein er gab zur Antwort, daß sich seine Geschäfte, dererwegen er dorthin ging, nicht eher abwickeln ließen. Alles wurde nun versucht, um das Mädchen wieder zurückzubringen, denn ich hoffte, auf der Station könnte sie wieder hergestellt werden. Schwestern gingen hin, gute Christen machten Versuche, aber alles war umsonst. Das Mädchen hatte gar kein Verständnis mehr für alles, was man ihr sagte, so hatte die Medizin den Geist verwirrt. Obwohl unsere Versuche alle scheiterten, ließen wir das Mädchen auch in Zukunft nie ganz aus den Augen, versuchten auch von Zeit zu Zeit sie wieder zur Rückkehr zu bewegen. Der heidnische Vater gab sein Drängen, das Mädchen solle zur Schule kommen, bald auf und suchte dasselbe möglichst bald zu verheiraten, da es ja bereits erwachsen war; er fürchtet nämlich, wenn die Sache länger so bliebe, könnte aus dem sonderbaren Benehmen seiner Tochter seinem Hause Schaden entstehen. Das Mädchen heiratete auch einen heidnischen Burschen und derselbe zog weit hinweg in ein anderes Gebiet. Damit verloren wir Genoveva ständig aus den Augen.

Nach 23 Jahren fügte es sich, daß die Schwester Valentina, die lange Zeit in Reichenau Lehrerin gewesen war und darum Genoveva gut kannte, auf die Station Citeaux versetzt wurde. Dort machte sie nun die überraschende Entdeckung, daß Genoveva in der Nähe dieser Station wohnte. Sie ging alsbald hin und versuchte sie zu bewegen, einmal auf die Station zu kommen. Sie hoffte nämlich dadurch wieder alte Erinnerungen in Genoveva wachzurufen und sie vielleicht auf diese Weise zum Glauben zurückzuführen.

Genoveva kam eines Tages auch wirklich auf die Station. Als die Schwester auf die vergangene Zeit zu sprechen kam und sie fragte, wie denn das alles so gekommen sei, erzählte sie, wie es ihr in diesen 23 Jahren ergangen sei. Dabei sagte sie, sie könne sich auf das frühere Leben nur erinnern, da sie erst nach der Verheiratung langsam wieder ihre Besinnung erlangt habe. Seit der Zeit habe sie keine Ruhe mehr gehabt. Das Gewissen peinige sie und rede ihr immer wieder zu, umzukehren. In Tränen aufgelöst bat sie nun die Schwester, sie möge ihr doch helfen, daß ihre Angelegenheit bald wieder in Ordnung gebracht würde.

Genoveva kommt seit der Zeit wieder regelmäßig zur Kirche. Leider konnte man sie zum Empfang der hl. Sakramente noch nicht zulassen, wonach sie so sehr Verlangen hat, da die ganze Angelegenheit noch nicht vollständig geklärt ist. Sie hat heidnisch geheiratet und darum ist diese Ehe, weil sie selbst Christin ist, nicht gültig. Aus diesem Grunde ist



Maria, Maienkönigin!

nicht sie, sondern die nächste der Frauen, das rechte Weib. Auf der andern Seite aber will der Mann sich nicht von diesem Weibe trennen. Er sagt, sie sei seine beste Frau und sie sei so gut, daß alle Nachbarn ihn darum beneiden. Er hütet sie jetzt ängstlich, damit sie ihm nicht weggenommen werden könne. Aus diesem Grunde ließ er sie erst auch nicht in die Kirche, bis man ihm versicherte, es würde sie niemand wegnehmen. Die Schwester, die mit Genoveva wieder näher bekannt geworden, sagt, sie sei noch immer die alte und eine in jeder Beziehung brave Person. Um Lösung in der schwierigen Sache zu schaffen, hat man versucht den Mann der Genoveva zu bewegen, Christ zu werden und sich taufen zu lassen. Allein da entstand eine neue Schwierigkeit. Die andern Frauen wollen sich nicht trennen. Vielleicht ist doch auf diese Weise noch der Ausweg aus dieser schwierigen Sache zu finden. Der heidnische Mann hat übrigens erklärt, daß er lieber alle andern Frauen wegschicken würde als Genoveva, denn die sei ihm die liebste von allen wegen ihres edlen Benehmens ihm gegenüber.

Von Pater Robert, R. M. M.

Ein merkwürdiges Erlebnis

Schon einige Zeit weilte ich auf der Missionsstation Citeaug. Da lebte nun ein ganz wilder heidnischer Bursche, der sogar von seinen eigenen Eltern wegen seiner schlimmen Streiche gefürchtet war. Eines Tages nun begegnete er mir als ich eben nach Hause ritt und sagte: „Vater, ich gehe zu dir in die Schule.“ Ich antwortete: „Du willst in die Schule gehen? Das glaube ich nicht.“ Er aber sagte beharrlich: „Vater, du wirst sehen, ich komme.“ Während der Woche kam der Bengel wirklich zu mir, klopfte an meinem Zimmer und sagte: „Vater, da bin ich; ich will jetzt in die Schule gehen.“ Ich erklärte ihm aber, daß ich ihn nicht aufnehmen könne, da er ein zu großer Flegel sei. Er ließ sich aber nicht abweisen. Er kniete sogar an der Türe nieder und bat dringend um Aufnahme. Ich weigerte mich aber dennoch. Die Leute, welche hörten, daß er in die Schule wolle, batzen mich alle ihn ja nicht zu nehmen; denn sonst könne es kein Mensch mehr aushalten. Als der Bursche gar nicht nachließ mit Bitten und Betteln, sagte ich endlich: „Du kannst meinetwegen auf der Station bleiben und da arbeiten; geh zu unsren Arbeitern.“ Ich stellte einen verlässlichen Schwarzen auf, der den Schlingel etwas beaufsichtigen sollte. Dieser bat mich sogleich: „O Vater, nimm doch diesen Burschen nicht, der ist doch so schlimm wie niemand in der ganzen Gegend.“ Ich sagte aber, daß ich es mit ihm versuchen wolle. Der Bursche arbeitete fleißig. Jeden Tag kam er zu mir, ich möchte ihn in die Schule aufnehmen. Ich verweigerte es. Am Samstag nachmittag kam er wieder mit seiner Bitte und drohte, er werde nicht eher von

meiner Zimmertüre weggehen als bis ich „ja“ gesagt hätte. Da er sich die ganze Woche gut gehalten hatte, dachte ich mir, es wäre vielleicht gut doch einmal mit ihm einen Versuch zu machen. Überall entstand große Entrüstung als man hörte, daß ich ihn in die Schule aufgenommen hätte. Der Bursche aber war lustig und fidel und voll Freude, daß er endlich den Sieg errungen habe; aber er ließ sich durchaus nichts zu schulden kommen, was Tadel verdient hätte. Ich nahm ihn auch auf unter die Kandidaten, welche Taufunterricht von mir erhielten.

Eines Tages nun wurde der lustige Bursche krank. Da seine Heimat etwa eine halbe Stunde von der Mission entfernt war, holte ihn der Vater heim. Die Mutter versprach mir beim Abschied, daß sie gut auf ihren Sohn obacht geben werde, damit er ja nicht ohne die hl. Taufe sterbe. Nach einigen Tagen ließ der Kranke die Schwester rufen und bat sie, eine Arznei zu bringen. Als die Schwester zu ihm kam, fragte er sie: „Schwester, meinst du, daß ich den Vater rufen soll?“ Er meinte den Missionar. Die Schwester sagte ihm: „Natürlich darfst du ihn rufen. Warum soll er denn kommen?“ Da sagte er: „Schwester, ich will getauft werden, denn ich weiß, daß ich sterben muß.“ Die Schwester ließ mich rufen. Ich ging sogleich. Der Kranke empfing mich sogleich mit den Worten: „Vater, tauße mich gleich; wenn du mich heute nicht taufst, wirst du mich morgen nicht mehr taufen können.“ Ich gab ihm noch Unterricht und taufte ihn auf den Namen Anton. Ich sah, daß es wirklich nicht gut um ihn stand. Ich gab ihm darum auch noch die hl. Ölung. Hernach ließ ich die Leute hinausgehen und sagte ihm, wenn er zum lieben Gott komme, solle er die ganze Mission ganz besonders ihm empfehlen und auch mich selbst. Dann ging ich heim. Raum war ich zuhause, da hörte ich, daß er bewußtlos geworden sei. In diesem Zustande lebte er noch 8 Tage, dann starb er. Die Leiche wurde zu uns gebracht. Ich sah sofort und viele andere sahen es auch, daß er vergiftet worden war. Die Leute sagten mir, gewiß hat sein älterer Bruder ihm Gift gegeben. Von dem Verstorbenen wußte ich selbst, daß sein älterer Bruder ihn sehr hasste. Die Tage vergingen und ich dachte längst nicht mehr an das Geschehene. Eines Tages fühlte ich mich etwas unwohl und hatte mich darum nach der hl. Messe niedergelegt. Ich konnte aber nicht schlafen. Auf einmal sah ich über meinem Bette eine nebelige Wolke. Sie wurde immer lichter und lichter und da sah ich meinen verstorbenen Anton in den Kleidern, die er Sonntags immer trug. Sein Antlitz war glückselig. Er hatte ein Spruchband in seiner Hand und darauf stand: Tue deine Pflicht. Nach einiger Zeit verschwand allmählich wieder dieses Bild. Als die Schwester wieder kam, um mir eine Medizin zu bringen, fragte sie mich, warum ich so bleich sei und immer nach oben schaue. Ich sagte nichts, denn ich war sehr ergriffen. Ich mußte immer wieder nachdenken: war es ein Traum oder Wirklichkeit.

Von Pater Emanuel Hanisch, R. M. M.

Zulu-Logif

Klopft mir unlängst eine alte, schwarze Dame aus dem Weibertrost an die Zimmertür. Auf die Frage nach ihrem Begehrten teilt sie mir mit, daß irgend eine Vase von ihr morgen Hochzeit feiert und sie unbedingt dabei sein muß. Ich schlage die Erlaubnis rundweg ab mit der Begründung: „Altes Weible, du kennst deine Schwäche! Maßhalten im Biertrinken geht über deine moralische Kraft.“

Die Bitten werden zudringlicher, — ich werde verstockter. Versprechen und Gelöbnisse werden gemacht, — ich aber bleibe unzugänglich.

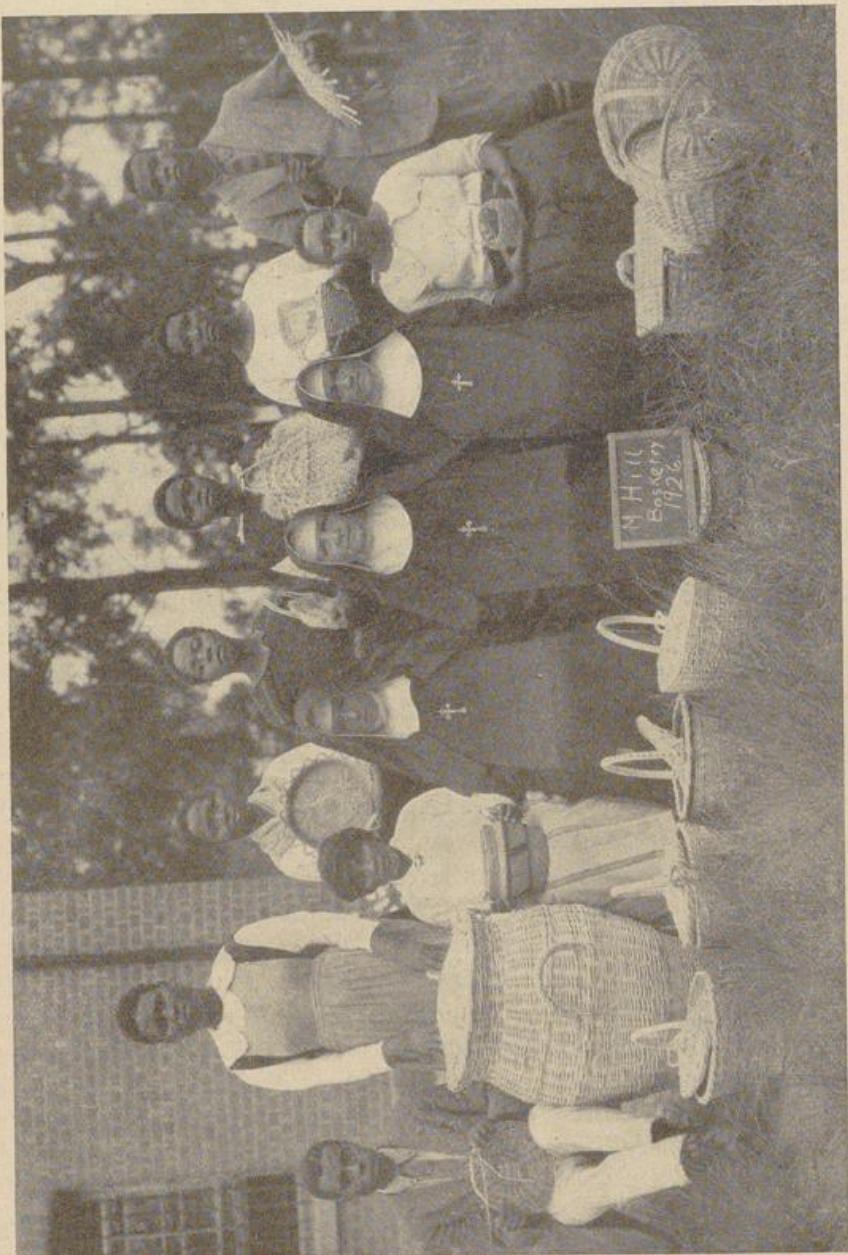
Das alte Weib zieht sich zurück und Hilfstruppen werden herangezogen. In Begleitung zweier alter Freundinnen erscheint sie wieder auf der Bildfläche. Die erste Scene spielt sich mit crescendo nochmals ab. Die Hilfstruppen behaupten und beschwören, daß ihre Freundin eigentlich das viele Biertrinken schon lange Zeit aufgegeben habe und sie seien bereit jede Verantwortung zu übernehmen.

Erschöpft durch die Übermacht der Beweisgründe erkläre ich mich als besiegt und erlaube den Gang zum Hochzeitsschmause.

Gegen Sonnenuntergang des folgenden Tages kommt das alte Weib ziemlich schwankend und sehr gesprächig vom Hochzeitsschmause heim. Nachdem sie mit ihren zwei Schafsnachbarinnen noch einen kleinen Privatkampf ausgefochten hat, sinkt sie müde und ermattet in Morpheus Arme.

Des andern Tages wird die Bachantin vor das Tribunal exterrnum geladen. Mit einer ernsten, vorwurfsvollen Miene wird sie empfangen. Kurze, wuchtige, derbe Sätze werden ihr entgegengeschleudert. Sind das die guten Vorsätze?... Sind das die Gelöbnisse und Versprechen?... Spott und Schande!...

Zu meiner größten Verwunderung sehe ich aber, daß meine schweren Geschosse nicht die mindeste Wirkung haben, sondern machtlos an meiner Zielscheibe abprallen. Teils entrüstet, teils verwundert stelle ich endlich die Frage, ob sie jedes Schamgefühl im Bierkopf gelassen habe?... Ruhig und gelassen antwortete mir das alte Weib: „Baba, icala lako = Vater, es ist deine Schuld! Du hast mich und meine Schwäche gekannt, du hättest mir trotz meiner und meiner Freundinnen Bitten nicht erlauben sollen zum Hochzeitsschmause zu gehen.“ Sprachlos ob solcher Beweisführung mache ich die Türe zu und lasse das alte Weib stehen.



Eingeborene Lehrer und Lehrerinnen im Industriesfortbildungsfürs
(Flechtwerkarbeiten unter Leitung von Missionsschwestern)

Kampf ums Leben in der Insektenwelt in Afrika

Eines Tages saß ich vor meiner Wohnung und beobachtete in dem ziemlich dicht stehenden Grase einen Zug von den gewöhnlichen Hausameisen. Er war etwa 2 Centimeter breit und aus der Menge konnte ich schließen, daß in der Nähe ein Ameisennest sein müsse, denn ein solcher Zug von Millionen von hin und zurück eilenden Ameisen konnte nur von einem Nest ausgehen. So folgte ich dem Zug auf etwa 8 Meter und staunte, auch nicht eine einzige Ameise außerhalb des Zuges zu sehen (während sie sonst rund schwirren). Erst beim achten Meter fand ich des Rätsels Lösung. Ein Riesenkampf war im Gange. Eine der großen grünen Heuschrecken mit roten Beinen saß da und wehrte sich gegen Millionen von Ameisen. Die ganze Bevölkerung des Nestes muß auf den Beinen gewesen sein und schwärzte um die Heuschrecke, deren Beine, Flügel, Kopf und ganzen Rumpf sie bereits bedeckten. Ich wußte natürlich nicht, wie lange der Kampf schon dauerte, aber daran, daß die Heuschrecke so still da saß und auf das Ziehen der Ameisen an den Beinen und Flügeln nicht mehr reagierte, konnte ich erkennen, daß sie bereits müde sein mußte. In ihren langen Hinterbeinen hatte sie aber noch Kraft aufgespart und setzte sich auf einmal flach auf den Boden, rieb die Hinterbeine vorwärts und rückwärts auf dem Sande, um sie vor den Ameisen zu befreien, die dann auch los ließen und in wilder Aufregung um die Heuschrecke herumliefen. Als diese nun ihre Beine frei fühlte machte sie einen Riesenprung in die Höhe und landete etwa 2 Meter weiter. Wenn sie sich aber durch den Sprung auch ihrer meisten Angreifer entledigt hatte, hingen deren doch noch Hunderte an Kopf, Rücken und den Vorderbeinen und kaum hatte die Heuschrecke den Boden wieder berührt, als diese mit erneuter Wut angriffen und Boten zum großen Haufen sandten, die Verstärkung holen mußten. Das Letzte was ich sah war, daß eine Anzahl von Ameisen einen Flügel der Heuschrecke zum Neste schleppten.

Die Wespe und die Spinne. Ich war auf einem Rundgange durch die umliegenden Hügel und war gerade an einer Eisenbahnkreuzung, als mein Auge auf eine Tarantel (Spinne) fiel, welche ausgebläht schien und auf den Spitzen ihrer Zehen stehend eine Angriffsstellung einzunehmen schien. Ich war neugierig und beim näheren Zusehen sah ich eine der schwarzgefleckten Wespen mit gelben Beinen mit leichter Flügelbewegung auf einem nahebei liegenden Granitblock in einer Vertiefung sitzen. Die Wespe kümmerte sich nicht um mich; aber plötzlich schoß sie in die Luft und landete mit einem fühligen Sprung auf dem Rücken der Tarantel. Die Schnelligkeit dieser Handlung war unglaublich. Dann war ein Schwirren von Flügeln, eine kleine Staubwolke erhob

sich in die Luft und obschon sich die Tarantel nach Kräften wehrte, war sie doch der Genauigkeit des Sprunges und der Schnelligkeit nicht gewachsen. Die Wespe stach ihren Rüssel tief in das Genick und muß dabei einen betäubenden Stoff in die Spinne geträufelt haben, denn die Bewegungen der Spinne erlahmten. Die Wespe ließ ihre Beute nicht mehr los und kaum war die Tarantel wehrlos geworden und ihre Bewegungen erlahmt, als sie sich daran gab die Tarantel fortzuschaffen. Wie bekannt, haben die Wespen eine gewisse Vorliebe für diese Spinnen, sie töten dieselben nicht, sondern versehen sie nur in einen Zustand der Betäubung, bringen sie dorthin wo sie ihr Nest von Erde gebaut haben und legen ihr Ei dabei und bauen sie ein, d. h. schließen das Nest. Das Ei entwickelt sich zu einer Puppe, welche dann von dem mit eingeschlossenen Tier zehrt und wenn ausgewachsen das Nest aufsprengt. Ich war nun neugierig und folgte der Wespe, welche mit vieler Mühe die gelähmte Spinne nach ihrem Nest beförderte. Bevor sie dieses aber erreichte ließ sie die Spinne auf den Boden und flog weg um einen Platz fürs Nest zu suchen. Und nun beginnt ein neues Spiel. Es kommen große Ameisen und als geborene Freibeuter betrachten sie die Spinne als ihre Beute, um Stück für Stück von derselben ins Nest zu schaffen. Nach einer oder zwei Minuten erschien aber die Wespe wieder und findet die Ameisen an ihrer Arbeit, stürzt auf sie mit schwirrenden Flügeln, ergreift die Tarantel und zieht daran mit allen Kräften. Die Ameisen kümmerten sich nicht um sie. Sie klammerten sich nur an die Tarantel und suchten davon die Beine abzubeißen wie es ihre Gewohnheit ist ohne von der Wespe Notiz zu nehmen. Schließlich aber gingen sie einen Schritt weiter und ergriffen auch die Beine der Wespe und machten keinen Unterschied zwischen Tarantel und Wespenbeinen. Das machte erst die Wespe wütend, dann ermüdete sie und schließlich war auch die Wespe mit Ameisen bedeckt. Sie ließ die Tarantel los und hatte um ihr eigenes Leben zu kämpfen. Ich hatte schließlich Mitleid mit der Wespe, welche uns durch Vertilgung der Spinnen und Raupen so nützlich ist, befreite sie von den Ameisen, denen ich die Tarantel ließ. Die Wespe aber setzte sich erst abseits etwas nieder, erholt sich von ihrem Schrecken und flog dann etwas gescheiter geworden davon.

Von Pater Chyprian Ballweg, R. M. M.

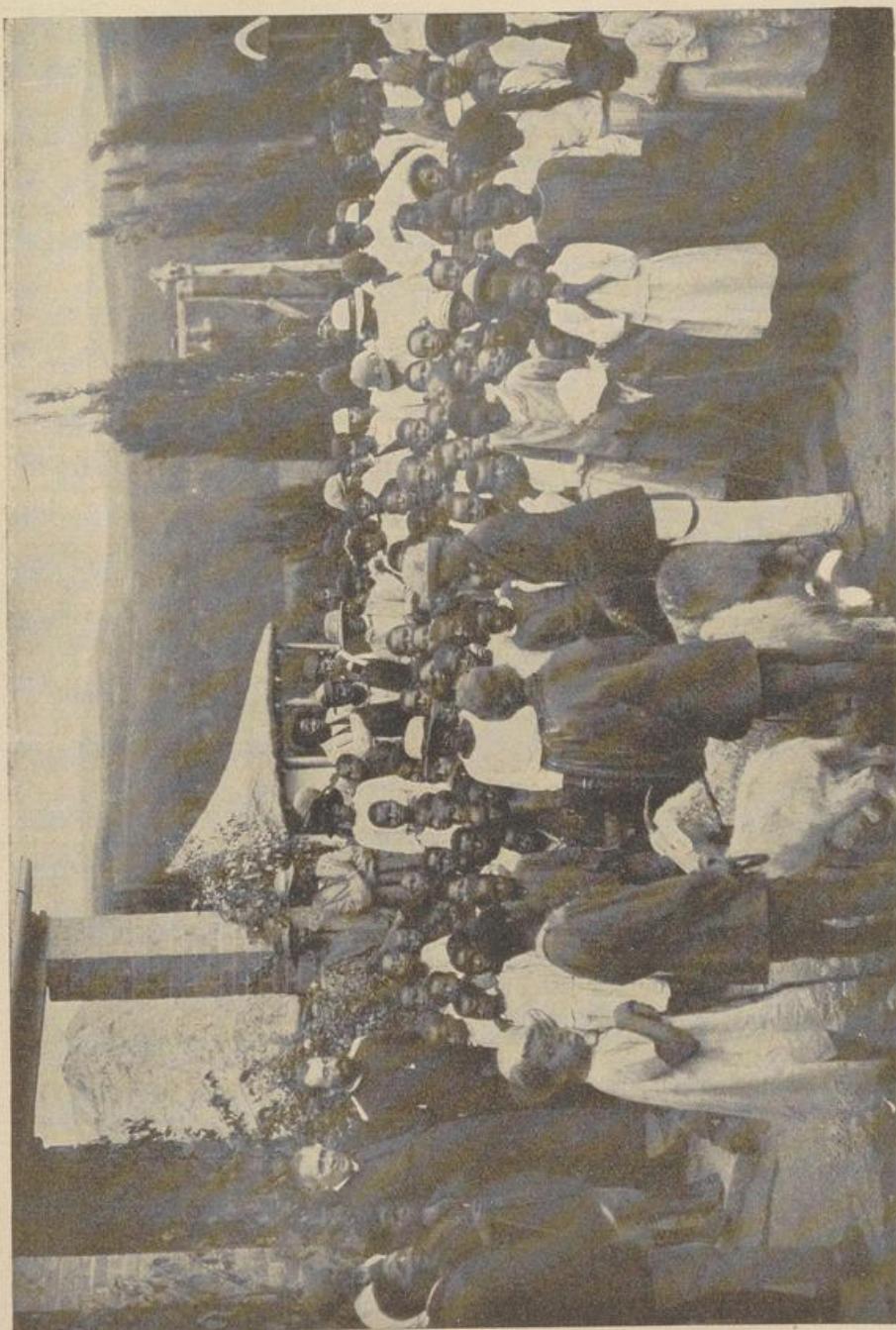
Heidnischer Aberglaube

Am Umgeni, einem Fluß in der Nähe von Durban, war der alte Stammeshäuptling gestorben. Der neue sollte nun in sein Amt eingesezt werden. Nach heidnischem Gebrauch muß dieser für das wichtige Amt besonders gefräßigt und vorbereitet werden. Dieses geschieht dadurch, daß er verschiedene Medizinen einnehmen und mit anderen eingerieben werden muß. Unter diesen Medizinen spielen eine bedeutende Rolle

Menschenfett und Teile des menschlichen Körpers. Als dieses Fest der Einsetzung des neuen Häuptlings vor der Türe war, war es in der ganzen dortigen Gegend nicht mehr recht geheuer. Die Schwarzen wußten wohl, jetzt kostet es ein Menschenleben und da niemand dieses Opfer sein wollte, blieben die Leute möglichst zuhause. Auch die Schulkinder kamen nicht in die Schule. Eine alte Frau sollte jedoch das Opfer werden. Als sie gerade einen Bergeshang hinunter ging, ließen die ausgesandten Hässcher einen großen Stein den Berg hinunterrollen, gerade auf sie zu. Der Stein zerschmetterte die Frau. Die Bösewichte zerschnitten dann den Leichnam und nahmen die Körperteile, die sie für ihre Medizinen brauchten mit sich. Die Polizei, die von der Sache bald Kunde erhielt, untersuchte alles, konnte aber einen Täter nicht finden. Bald darauf war dann feierliche Einsetzung des Häuptlings. Dieser eine Vorfall beleuchtet wieder so recht, wie traurig es bestellt ist für die arme, sündige Heidenwelt. Beten wir zu Gott, daß er sie erleuchte und hinführe zum wahren Lichte des Glaubens.

Wie man Gottesdienst feiert, wenn die Kirchentüre verschlossen ist

Eines Tages ritt ein Missionar hinaus nach St. Xaver, einer Außenschule von Mariannhill, um dort die heilige Messe zu lesen. Als er dort ankam, fand er schon eine Reihe von Leuten versammelt, die alle vor der Kirche standen, da die Türe noch gesperrt war. Das Unglück wollte es, daß der Schlüssel fort war. Den Schlüssel erst holen zu lassen und solange zu warten, hätte zuviel Zeit weggenommen. So wurde denn versucht, ob man nicht auf andere Weise in die Kapelle gelangen könne. Schließlich fand der schlaue Missionar, daß ein Fenster nicht ganz geschlossen und aufgedrückt werden konnte. Nun stieg der Hirt durch das Fenster in die Kapelle und die ganze Herde ihm nach, nur einige alte Weiblein wagten es nicht, diese Kletterübung zu machen. Auch die zur heiligen Messe nötigen Sachen wurden hineingereicht. Die heilige Messe wurde gelesen, während die Schwarzen ihre schönen Weisen dazu sangen. Gegen Ende der heiligen Messe kam schwitzend der Bube dahergelaufen, der den Schlüssel geholt hatte. Er stieckte ihn in das Schloß, allein er sperrte nicht. So mußte die ganze Gemeinde und der Hirt wieder durch das Fenster hindurch die Kirche verlassen. Ein ganz Schlauer stieg nochmals durchs Fenster und steckte den Schlüssel von innen an — und siehe er sperrte. Eigentlich hätte die ganze Gemeinde nochmals durchs Fenster steigen sollen, um zur Kirchtüre hinauszugehen, allein Hirt und Herde verzichteten auf dieses zweifelhafte Vergnügen. Alles lachte und einer dachte: man muß sich nur zu helfen wissen, oder: es ist bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.



Nach dem Gottesdienst in Zofhane

Von Joseph Spillmann, S. J. Nachdruck verboten

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Fortsetzung

Der Gendarm machte die Bemerkung, man könne ja die Türe der Kammer abschließen und so seine Person für andere Dienste bereit halten, und der Maire nahm den Vorschlag an. Die Türe wurde also abgeschlossen, der Maire steckte den Schlüssel zu sich, und alle gingen schweigend die Wendeltreppe hinauf und durch das Oratorium und den Korridor zur Wohnung des Pfarrers zurück. Als Abbe Montmoulin das Oratorium durchschritt, warf er einen schmerzlichen Blick in das Chor der Kirche. Er ahnte, daß er dieselbe lange, vielleicht nie mehr betreten würde; aber der Gedanke an die Gegenwart Jesu Christi im Tabernakel richtete ihn auf und tröstete ihn inmitten dieser Trübsal. „Du kennst meine Unschuld. Du betest für mich. Du wirst mir beistehen, daß ich meine heilige Priesterpflicht nicht verlehe. Mag kommen, was will: ich bin in Gottes Hand!“ So betete der Pfarrer in seinem Herzen, während er, jetzt schon fast wie ein Gefangener, zwischen den finster blickenden Männern seinem Zimmer zuschrift.

Zehntes Kapitel Das Protokoll

Im Wohnzimmer angelangt, schrieb der Maire auf ein Blatt Papier, das ihm der Pfarrer hinlegte, rasch die Worte: „Aix, Polizeipräfektur. Raubmord in St. Victoire entdeckt. Bitte, sofort erfahrenen Untersuchungsrichter mit Gendarmen zu schicken. Grandjean, Maire.“ Herr Carillon war bereit, das Telegramm zur Post zu bringen, bat aber, daß ihn der Gendarm mit der Laterne begleite. Man mußte dem Wirt zu Willen sein; denn er erklärte, um keinen Preis allein durch die Korridore dieses unheimlichen Baues zu gehen.

Kaum hatten die beiden das Zimmer verlassen, so ergriff der Maire die Quittung, welche noch auf dem Schreibpulte lag, wo sie Madame Blanchard unterzeichnet hat. „Was ist das?“ fragte er den Pfarrer.

„Madame Blanchards Empfangsschein“, antwortete Abbe Montmoulin.

„Sehr vorsichtig, von der Frau einige Minuten vor ihrem Tode diesen offenbar schon vorher geschriebenen Schein

unterzeichnen zu lassen!“ bemerkte der Maire. „Und Sie haben keine Ahnung, wo das Geld jetzt ist?“

„Nein. Ich weiß nichts.“

„So, so! Hm, es wird die Aufgabe des Herrn Untersuchungsrichters von Aix sein, den wir noch vor Tag hier erwarten, das ausfindig zu machen. Ich denke, er dürfte nicht allzuweit zu suchen haben. Inzwischen empfiehlt es sich wohl, meine Herren, ein kurzes Protokoll über die traurigen Ergebnisse unserer vorläufigen Untersuchung aufzusetzen. Das wird dem Gerichte von Nutzen sein. Herr Pfarrer, Sie ziehen vielleicht vor, sich inzwischen etwas niederzulegen? Halt — das Schlafzimmer hat doch keinen andern Ausgang?“ Damit ergriff der Maire die Lampe und leuchtete in die kleine Schlafkammer.

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich einen Fluchtversuch vor habe?“ sagte der Pfarrer schmerzlich bewegt. „Ich muß ja freilich leider bemerken, daß ich Ihnen verdächtig vorzutragen scheine. Ich kann nur meine Unschuld behaupten, welche die Untersuchung hoffentlich klarlegen wird. Ein Fluchtversuch müßte aber den schlimmsten Verdacht rechtfertigen.“

Der Maire sah dies ein, und da überdies das einzige Fenster ziemlich hoch über dem gepflasterten Hofe lag, ließ er den Pfarrer allein in seinem Schlafzimmer und setzte sich mit den beiden Herren an den Tisch, um das Protokoll zu diktieren, welches der Notar niederschrieb. Ohne gerade parteiisch sein zu wollen, sah er in demselben das Benehmen und die Reden des Pfarrers unwillkürlich in ein schiefes Licht, das sie verdächtig erscheinen ließ.

Inzwischen wollte sich Abbe Montmoulin nach einem kurzen Gebete um Kraft und Hilfe in seinen Kleidern aufs Bett niederlegen. Da gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Soutane von den Knien abwärts mit noch feuchten Flecken behaftet sei. Was konnte es sein? Er untersuchte seine Fingerspitzen beim Scheine der Kerze — es war eine rötliche und klebrige Masse. „Blut?! — ja wahrhaftig geronnenes Blut!“ sagte er zu sich selbst. Und nun fiel ihm auch die Erklärung ein, und es graute ihm unwillkürlich.

lich. Er hatte sich, ohne es zu ahnen, neben der Leiche in das geronnene Blut gekniet, welches der unselige Loser mit so großem Schrecken in einem Bächlein hatte auf sich zu kommen sehen! Ohne länger nachzudenken, griff er nach dem Waschbecken und begann, nicht ohne Grausen die unheimlichen Spuren aus seiner Soutane auszuwaschen. Es dauerte nicht lange, so war das Wasser blutigrot gefärbt. Er wollte die Schüssel durch das Fenster ausgießen und mit frischem Wasser aus dem Krug seine Arbeit fortsetzen; denn noch zahlreiche und große Flecken blieben zu reinigen. Als er aber das Fenster aufriß, das sich nur mit Geräusch öffnen ließ, hörten es die Herren in der anstoßenden Stube, und sofort stürzte der Maire in die Schlafkammer, in der Meinung, der Geistliche wolle dennoch einen Fluchtversuch machen.

Mit dem Ruf: „Was machen Sie da? Was haben Sie da?“ stürzte er auf den Pfarrer los und entriß ihm das Waschbecken. „Das ist ja Blut!“ rief er entsezt. „Meine Herren, sehen Sie doch!“ „Eine ganze Schüssel voll Blut!“ rief der Notar, leichenbläß vor Schrecken. „Ja, es ist Blut“, antwortete Abbe Montmoulin ziemlich ruhig. „Ich muß mich da drunten neben der armen Madame Blanchard in dasselbe gekniet haben — sehen Sie nur meine Soutane — und ich versuche jetzt, dieselbe zu waschen.“

So einfach und vernünftig die Erklärung war, sie befriedigte den Maire, der nun einmal Verdacht geschöpfzt hatte, keineswegs. „Wer weiß, wann und wie diese Flecken in die Soutane gekommen sind!“ rief er. „Jedenfalls bleibt die Schüssel samt Inhalt stehen, und das Kleid haben Sie die Güte mit einem andern zu vertauschen. Wenn ich mich nicht irre, hat die Wissenschaft Mittel, aus der Beschaffenheit der Blutfügelchen darzutun, wann das Blut vergossen wurde.“

„Ich habe nur noch eine Soutane, und diese wurde in der letzten Nacht auf einem Verstehgange arg verunreinigt. Sie wird in der Küche zum Trocknen hängen“, sagte Abbe Montmoulin.

„So wollen wir dieselbe miteinander holen“, entgegnete der Bürgermeister. „Ich bestehe darauf, daß Sie dieses Kleid ablegen, damit die Wissenschaft diese höchst verdächtigen Flecken untersuche.“

Achselzuckend fügte sich der Pfarrer, ergriff die Lampe und ging den Herren quer über den Gang in die kleine Küche voran. Dieselbe hochhaltend, leuchtete er in die dunkle Ecke neben dem Herde, wo die Soutane zwar trocken, jedoch mit Rot über und über bedekt hing. Die alte Susanne hatte noch keine Zeit gefunden, dieselbe zu reinigen. Abbe Montmoulin wollte sie eben von dem Haken herunternehmen, als der Gemeindeschreiber einen Schrei ausstieß und auf einen Armkorb deutete, der im Winkel neben dem Herde stand.

„Der Korb meiner armen Schwester!“ rief er.

Der Maire hob ihn auf und öffnete ihn. Es war kein Zweifel. Auf der Innenseite des Deckels war eine Karte Madame Blanchards angebracht. Er war leer.

„Kennen Sie auch diesen Armkorb?“ fragte der Maire den Pfarrer.

Betroffen antwortete derselbe: „Ja, es ist der Armkorb Madame Blanchards. Ich selbst legte das Geld in ein Tuch gebunden in denselben.“

„Und wie erklären Sie sein Hierherkommen?“

„Das ist es eben, was mich verwirrt. Ich habe keine Erklärung dafür.“ Raum hatte Abbe Montmoulin das gesagt, da fuhr ihm der Gedanke durch den Sinn, der Mörder habe am Ende absichtlich den Korb hierhin gestellt, um den Verdacht auf den Pfarrer zu lenken; ja derselbe habe vielleicht nur bei ihm gebeichtet, um ihm durch die Pflicht des Beichtgeheimnisses den Mund zu schließen. War das der Fall, dann war auch die Beicht nur eine geheuchelte (simulierte) und gar keine Beicht; ein solches geheucheltes Bekenntnis legt aber dem Priester natürlich auch nicht die Pflicht des Beichtgeheimnisses auf. Es schien sich dem guten Pfarrer ein Ausweg aus seiner schwierigen Lage zu öffnen. Er brauchte nur zu erklären, Loser sei bei ihm gewesen und habe ihm unter dem geheuchelten Vorgeben, er wolle beichten, alles gestanden; er habe zuerst dessen Geständnis für eine wirkliche Beicht gehalten und deshalb nichts von seinem Besuch und von dem Verbrechen mitteilen dürfen. Jetzt aber durchschauete er den teuflischen Plan des Mörders und sei zu keinem Schweigen verpflichtet. Das mußte alles aufklären und den Verdacht von dem Unschuldigen auf den Schuldigen ablenken. Man kann sich

denken, wie gerne Abbe Montmoulin diese wichtige Erklärung abgegeben hätte; aber die Frage hielt ihn zurück, ob es denn so ausgemacht sei, daß Loser nur geheuchelt habe. Nur wenn das ganz sicher war, wenn also ganz sicher sein Geständnis keine Beicht war, bestand auch keine Pflicht des Beichtgeheimnisses; eine auch noch so große bloße Wahrscheinlichkeit entband ihn keineswegs von dieser heiligen Pflicht. Der Pfarrer mußte sich aber sagen, Loser habe ihm freilich nur aus purer Angst seine Tat gestanden, allein doch in der Absicht, von derselben losgesprochen zu werden. Und selbst wenn der Mörder in der Absicht, den Verdacht seiner Tat auf den Pfarrer zu wälzen, den Armkorb des unglücklichen Opfers nach der Beicht hierhin gestellt hätte, so würde das noch kein sicherer Beweis sein, daß dieselbe nur eine geheuchelte war. Abbe Montmoulin erkannte also, daß der Ausweg, der sich ihm zu öffnen schien, unzulässig sei, und er troß aller Folgen, die jetzt in immer drohenderer Gestalt sich seinem Geiste zeigten, das Beichtgeheimnis voll bewahren müsse.

Während sich diese Gedanken im Geiste des Priesters mit blitzschnelle kreuzten und ihn zu dem eben angeführten Schluß drängten, leuchtete der Maire in der Küche herum, ob er nicht noch andere Spuren des Verbrechens finde. Es dauerte auch nicht lange, da entdeckte er den Zipfel des Tuches, welches Loser in der Eile seiner Flucht nur zum Teile unter den Küchenschrank geschoben hatte. Der Maire zog es hervor und mit ihm das große Messer. Ein Schrei des Schreckens entrang sich aller Lippen, als er das blutbefleckte Tuch auf dem Küchentische ausbreitete und das Messer, das an Heft und Klinge ebenfalls deutliche Blutspuren zeigte, schaudernd da zulegte.

„Kein Zweifel!“ rief der Bürgermeister. „Hier haben wir das Werkzeug der unseligen Tat.“

„Arme Schwester —, und die Pfaffen, denen du jeden Heller zugetragen hast, haben dich zum Danke ermordet.“ sagte der Gemeindeschreiber mit einem wütenden Blicke auf den Pfarrer.

„Das Messer gehört jedenfalls Ihnen“, bemerkte der Notar. „Das Schildchen am Heft trägt die Buchstaben F. M. Und auch das Tuch ist so gezeichnet!“

„Was sagen Sie dazu? Wie erklären Sie das?“ fragte in begreiflicher Auf-

regung der Maire und sah den Pfarrer fest am Urne.

Abbe Montmoulin war beim Anblick dieser neuen Beweistücke, welche seine Schuld fast mit Sicherheit darzutun schienen, leichenblaß geworden. Der Gedanke, Loser habe das alles in die Küche des Pfarrers gebracht, um den Verdacht der Blutschuld auf diesen zu wälzen, schien bestätigt; ja schon der Benutzung dieses Messers zum Morde schien derselbe teuflische Plan zu Grunde zu liegen. Der Mensch hatte gewiß keinen Anspruch auf Schonung seitens des Pfarrers. Aber wiederum sagte sich dieser: „Das ist kein sicherer Beweis, daß Loser nicht wirklich beichten wollte; ich darf also dennoch nicht reden.“

„Das Messer“, antwortete endlich Abbe Montmoulin, sichtlich nach Fassung ringend, „gehört gewiß mir. Auch das Tuch. Es ist dasselbe, in welches ich Madame Blanchard die Geldsumme einband. Wie das Messer und das Tuch in diesen Zustand kamen, und wer sie unter den Küchenschrank versteckt, vermag ich nicht zu sagen. Das Messer wurde übrigens von der alten Susanne schon beim Frühstück vermisst.“

„Wahrscheinlich hatte es der Mörder schon vorher weggenommen und für seine Tat bereitgelegt! Aberhaupt scheint derselbe den Mord recht gut vorbereitet zu haben. Nur rechnete er dabei etwas gar naiv, wie mir scheint, darauf, daß gewisse Umstände, etwa die Heiligkeit seines Standes, jeden Verdacht von ihm ablenken würden“, sagte der Maire.

„Herr Bürgermeister, Sie haben jetzt schon wiederholt in verschiedenen Wendungen den Verdacht ausgesprochen oder doch nahegelegt, ich selbst könnte der Täter sein — ich muß endlich mit aller Entschiedenheit Verwahrung dagegen erheben!“ entgegnete der Pfarrer.

„O natürlich! Diese Entrüstung steht Ihnen nicht über, nur kommt sie erst jetzt, angeichts dieser erdrückenden Beweise, etwas spät!“ rief der Maire spöttisch. Dann änderte er den Ton und sagte: „Besser würde Ihnen ein offenes Geständnis stehen. Sie würden sich dadurch jedenfalls Anspruch auf ein milberes Strafmaß verdienen!“

„Mögen die Umstände scheinbar noch so laut gegen mich zeugen — ich bin unschuldig!“ rief der Pfarrer.

„So erklären Sie doch die vorliegenden Sachen! Loser, auf den ja sonst allenfalls ein Schein des Verdachtes fallen

könnte, war abwesend, wie Sie selbst eingestanden. Wer kommt denn sonst in Ihre Küche und nimmt das Messer fort? Wer wußte überhaupt, daß Madame Blanchard diese Geldsumme zu dieser bestimmten Stunde bei Ihnen holen würde? Wer kannte ihre Gewohnheit, den Weg durch das Oratorium und die dunkle Wendeltreppe zu nehmen, so daß er ihr gerade an dem günstigsten Platze auslauern und sie ermorden könnte? Wer? frage ich! Sie werden doch nicht sagen wollen, die alte Susanne könne die Täterin sein?"

"Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin; Gott ist mein Zeuge!" sagte Abbe Montmoulin mit einem Blick nach oben.

"Rufen Sie nicht noch Gott zum Zeugen an und verdrehen Sie ihre Augen nicht also, Sie Heuchler!" donnerte ihn der Bürgermeister an.

"Glauben Sie nur nicht, daß Sie uns mit Ihrer frommen Miene einen blauen Dunst vormachen können", sagte der Notar.

"Das Blut meiner armen Schwester fordert Rache!" rief der Gemeindeschreiber. "Ich werde nicht ruhen, bis ich Sie auf dem Schafott, unter der Guillotine sehe!"

Abbe Montmoulin hatte das Vorgefühl, daß man ihn vor Gericht wohl nicht anders beurteilen und auch dort seine Beleidungen der Unschuld als Heuchelei ansehen werde. Er empfand die ihm angetane Unbill schwer und dachte an die Bitterkeit des Kelches, welcher ihm noch zu leeren blieb. Aber er konnte nichts tun, denselben abzuwehren, als beten. Und so betete er leise mit dem Heilande am Ölberge abermals: „Herr, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; aber nicht mein Wille geschehe, sondern der deinetige!"

"Sie wollen also nicht gestehen?" fragte der Bürgermeister noch einmal.

"Ich habe nichts zu gestehen", wiederholte der Pfarrer ruhig. "Sie mögen mich für einen Heuchler halten oder nicht: ich bin unschuldig und vertraue auf Gott, daß er meine Unschuld an den Tag bringen wird."

"Man wird vor Gericht sehen, was die Geschworenen angeichts der Tatsachen von Ihrer Unschuld denken! Folgen Sie uns einstweilen in Ihre Wohnung, wo Sie die Güte haben werden, Ihr blutsbeflecktes Kleid gegen dieses allerdings auch nicht sehr reine umzutauschen. Wir

wollen dann die Beweise Ihrer Unschuld: das Kleid, den Armkorb, das Tuch und das Messer, hübsch zusammenlegen. Es erübrigt nun nur, daß wir auch noch die 12 000 Franken in Ihrem Besitz finden, und vielleicht gelingt uns das ebenfalls. Inzwischen können wir mit den Erfolgen unserer vorläufigen Untersuchung recht zufrieden sein. — Sieh da — Herr Carillon und der Gendarm! Ist das Telegramm expediert? Gut! Wir sind unterdessen auch nicht müßig gewesen, Herr Carillon: den Korb der Ermordeten und das blutbesleckte Messer, mit welchem die Tat begangen wurde, zusamt dem Tuche, an dem der Mörder es abwischte — beide bezeichnet mit dem Namen unseres hochwürdigsten Pfarrers! — haben wir gefunden."

"Nicht möglich!" rief der Wirt und schob einen boshaften Blick auf den ihm verhassten Geistlichen. "Das wird ja eine seltene Erbauung: ein Pfaffe Mörder, Raubmörder —"

"Und Heuchler dazu und alles zusammen in der Soutane, — ja, die Sache wird von sich reden machen", schloß der Maiere und sah dabei den Vorsatz, diesen Triumph bei den bevorstehenden Wahlen kräftig auszuspielen. "Jetzt aber zurück in das Wohnzimmer, wo wir das Protokoll vor der Ankunft des Untersuchungsrichters noch vollenden wollen! — Grisable", — redete er den Gendarmen an — „Sie begleiten den Herrn Pfarrer und lassen ihn nicht aus den Augen, auch während er das Kleid wechselt. Wer weiß, der Herr könnte zum Abschluß seiner Taten auch noch mit dem Tode eines Judas enden wollen, und da bin ich denn doch der Meinung, daß sein Erscheinen vor dem Kriminalgericht und allenfalls auf dem Schafott eine erbauähnliche Sühne sei."

Abbe Montmoulin konnte sich vor Seelenschmerz und körperlichem Unwohlsein kaum mehr auf den Füßen halten und folgte dem Gendarmen willig in sein Schlafgemach. Nachdem er dort die mit Kot bedeckte Soutane angezogen hatte, warf er sich auf sein Bett und versiehl nach kurzer Frist, gänzlich erschöpft, in einen wohltägigen Schlaf.

In der Wohnstube schrieb indessen der Notar ein langes und umständliches Protokoll, das sich zu einer förmlichen Anklagechrist des armen Pfarrers gestaltete. Endlich war das Schriftstück fertig; es wurde verlesen, mit Zusätzen am Rande versehen und von den drei

Herren unterschrieben. Auch der Wirt durfte seinen Namen für den Absatz: „Die Auffindung der Leiche betreffend“, darunter sezen. Carillon rechnete sich das zu einer besonderen Ehre, wie er unter tiefer Verbeugung dem Bürgermeister erklärte. Dann holte er einen Korb herbei, den er auf dem Rückwege vom Telegraphenbureau aus seinem Hause mit sich genommen, und stellte Flaschen und Gläser, Salami und Käse, Teller und Zubehör auf den Tisch.

„Ein hochfeiner Chateau-Margaux, meine Herren, alt und rein!“ sagte Herr Carillon. „Wahre Arznei nach der Aufregung und dem Schrecken der Nacht! Ich bitte Sie, diese kleine Gabe aus meinem Keller nicht zu verschmähen. Mögen Sie in derselben ein Zeichen meiner grenzenlosen Achtung erkennen, mit welcher ich immer die Behörden, namentlich aber unsfern vortrefflichen Maire, ganz ergebenst verehre. Ich möchte Sie ersuchen, meine Herren, dieses Glas mit mir auf sein Wohl zu trinken. Die Tatfrage, die Umsicht, die vollendete Weisheit, mit welcher er an das düstere Verbrechen des Klerikalismus herangetreten ist und ihm die Larve der Heuchelei schon so gut wie abgerissen hat, weist ihm einen Ehrenplatz unter den hervorragendsten Beamten unseres Kreises, unseres Departements, Frankreichs an. Der Tropfen, den ich eingeschenke, meine Herren, ist so edel, daß der große Racine ihn wohl „eine Träne, die dem Auge der Gerechtigkeit entfiel“, genannt haben würde. Meine Herren! was könnte passender sein als dieser Gedanke bei dem furchtbar ernsten Werke, das wir hier als Diener der Gerechtigkeit — der göttliche Corneille nennt sie auch Themis oder Thetis — im Dunkel der Nacht vollbringen?“

Die Herren mochten den Gedanken des Herrn Carillon, der in jungen Jahren als Schauspieler mit einer Truppe die Provinzialstädte durchzog, passend oder unpassend finden: sie fanden den Einfall des Wirtes, einige Flaschen Wein samt Zubehör herzubringen, sehr am Platze und nahmen die gewohnten rhetorischen Übungen des Schwägers gerne mit in den Kauf. Der kurze Rest der Nacht wurde also hinter der Flasche zugebracht, wobei man die gemachten Entdeckungen hin und her besprach und sich immer in die Überzeugung hineinredete, niemand anders könne Madame Blanchard ermordet haben als der Abbe.

Elftes Kapitel Der Untersuchungsrichter

Der Tag brach endlich an. Die ersten Strahlen der Sonne, welche in ihrer ganzen Herrlichkeit über die Höhen von Brignoles aufstieg, beleuchteten ein wunderliches Bild provencalischer Frühlingspracht. Die vielen kleinen Dörfer und einzelnen Gehöfte in den Tälern zwischen der Ste-Baume und der Kette von Ste-Victoire waren von einem Kranze blühender Pfirsich- und Pfauenbäume umschlungen, in deren Kronen das emtige Volk der Bienen summte, geschäftig die süße Frühtracht in die Strohförde sammelnd, während die Finken ihr keches Frühlingslied von allen Zweigen schmetterten. Da und dort ertönte Glockengeläute und rief die Dorfbewohner zur Pfarrmesse; fromme Mütterchen und Gruppen von Schulkindern gingen den Kirchen zu; das übrige Landvolk zog in hellen Scharen nach den Gärten und Weinbergen zur Arbeit.

Nur in Ste-Victoire stockte heute das gewohnte Leben. Kaum hatten sich mit dem Frührot die Türen geöffnet, so ging auch die Schreckenskunde von dem Mord de von Haus zu Haus.

„Habt Ihr's gehört, Frau Nachbarin? die gute Madame Blanchard ist ermordet!“ rief Camille der Sibylle über die Straße zu.

„Um Gottes willen! Es wird doch nicht sein!“

„Ja, und was das Schrecklichste ist“, tönte es aus einem andern Fenster, „sie sagen, der Herr Pfarrer selbst habe sie mit seinem Brotmesser erstochen!“

„Mein Gott, wie könnt Ihr etwas so Schreckliches sagen? Ihr begeht ja eine schwere Todsünde!“

„Warum nicht gar! Die Geistlichen sind um kein Haar besser als die andern Menschen. Hat nicht vor etlichen Jahren in Paris ein Priester den Erzbishof in der Kirche erstochen und ist dafür guillotiniert worden? Ubrigens habe ich es von der Magd des Herrn Carillon, des Wirtes zur Goldenen Rose. Sie mußte in aller Eile ein Frühstück für den Herrn Maire und die Herren vom Gerichte in das Kloster hinauf besorgen. Der Herr Maire und der Notar und der Gemeindebeschreiber — mein Gott — es war ja seine Schwester! — sind die ganze Nacht im Kloster gewesen und haben alles herausgebracht.“

„Ja die! jetzt glaub' ich's erst recht nicht, daß unser Herr Pfarrer, ein so frommer und heiliger und wohltätiger Mann, ein solches Verbrechen begangen hat. Es geht ja auch nicht einer von diesen Herren des Sonntags in die Messe oder an Ostern zur Kommunion. Der Pfarrer ist ihnen schon lang ein Dorn im Auge. Sie werden ihm diese Tat anzuhängen suchen.“ Es war eine stämmige Frau, welche Abbe Montmoulin so kräftig verteidigte, und sie machte ordentliche Fäuste gegen „diese Herren.“

„Nehmt Euch in acht, Frau Nachbarin!“ erwiderte ihr ein schüchternes Frauchen, das sprachlos vor Schrecken bis jetzt zu gehört hatte. „Wenn der Maire diese Reden erfährt, kann er Euch eintürmen lassen.“

„Der soll es wagen, so ein Mensch, der nicht einmal seiner Frau die Treue hält, der —“

„Seht, seht! was kommt da die Gasse heraus? Weiß Gott, berittene Gendarmen! Und ein Zweispänner — das werden wohl die Herren vom Gerichte sein!“ riefen jetzt die Nachbarinnen durcheinander und unterbrachen die Straßpredigt ihrer Gefährtin gegen den Bürgermeister.

„Du lieber Himmel! Sie holen unsern Pfarrer mit der Polizei!“ — „Es muß also doch etwas daran sein!“ — „Kommt mit zum Kloster hinauf, das müssen wir sehen!“

„Ja, lauft nur, ihr dummen Weibsbilder! Ich werde mit keinem Auge hinsehen, wenn sie den guten Mann vorüberschleppen. Und nie, nie werde ich glauben, daß ein Mann, der so viel für die Armen und Kranken tut, ein Mörder sei, und wenn auch der Maire auf seinen Eid aussagte, er habe es mit eigenen Augen gesehen!“ Damit schlug die wackere Frau die Fenster klirrend zu und eilte, wahrlich nicht in der besten Laune, in die Waschküche, wo sie ihren Ärger an den Kesseln und Büttten ausließ.

Auf dem Platze vor dem Kloster drängten sich die Neugierigen und besprachen, wie es das Naturell der Südländer mit sich brachte, laut und lärmend das schreckliche Ereignis. Abbe Montmoulin mußte auch bei verschlossenem Fenster manches harte Urteil von solchen hören, denen er nur Gutes erwiesen hatte. So ist nun einmal das Herz der Menschen; wandelbar, stets geneigter, schlimmes statt Gutes vom Mitmenschen zu glauben, empfindet es eine geheime Freude

an jedem Skandal, namentlich wenn derselbe über Vorgesetzte und Hochgestellte verbreitet wird, und ist nur zu leicht geneigt, mit dem Pöbel „Kreuzige ihn!“ zu schreien. Edle Menschen, die in solchen Stunden der Aufregung ein Wort für den Ungegriffenen haben, und deren Seele der traurige Fall eines bis dahin tadellos dastehenden Mitmenschen mit wirklichem Schmerz erfüllt, werden sich nicht leicht unter die neugierige Menge stellen.

„Man sollte den Pfaffen gleich hier an den Ölbaum hängen“, sagte ein stämmiger Bursche, die Augen rollend, „ehe die Gendarmen von Aix kommen. Ihr werdet sehen, vor Gericht schwächt ihn so ein Advokat doch an der Guillotine vorbei. Und hier könnten wir ihn auch besser zappeln sehen.“

„Nein, nein“, sagte ein Mezger, „sie haben solche Beweise, daß ihm der beste Advokat nicht helfen kann. Seine Soutane ist ganz voll Blut, und das große Brotmesser, mit dem er sie erstach, ebenfalls. Ich hätte dem kleinen Cure kaum die Courage zugetraut.“

„Ach was! die alte Betschwester wird sich wenig gewehrt haben! Und dann, das viele Geld, das er ihr abnahm, das hätte wohl auch noch andern Mut gemacht. Sie sagen ja, es seien über 20 000 Franken“, sagte ein Krämer.

„Mehr, mehr, 50 000! 100 000!“ rief man rechts und links.

„Ich will euch was sagen!“ flüsterte der kleine Flickschneider. „Es ist ein wahres Glück für den Loser, den Küster, daß er Sonntag abend nach Marseille verreiste und noch nicht zurückkam. Wäre der da gewesen, so würde der Verdacht ganz gewiß auf ihn und nicht auf den Pfarrer fallen.“

„Ach was, das sagst du nur, weil du selber gern Küster geworden wärst, und weil du deshalb den Mann nicht ausstecken kannst!“ rief der Krämer.

„Es ist aber doch etwas daran an dem, was das Schneiderlein da gesagt hat“, meinte der Mezger. „Dem Loser würde ich schon eher die Courage zugetraut haben; der hat das Handwerk im letzten Kriege gelernt und soll dabei einigen Dutzend Preußen eigenhändig den Garaus gemacht haben. Wäre der dagewesen —“

„Hört, was Herr Carillon sagt!“ rief man jetzt von allen Seiten. Denn der Wirt zur Goldenen Rose war eben unter die Klosterspforte getreten und alles

strömte hin, um von ihm etwas Neues zu hören und wo möglich in das Kloster einzudringen, das bis jetzt verschlossen war. „Zurück, liebe Mitbürger!“ begann der Wirt. „Niemand darf das Kloster betreten, bevor die Herren des Gerichtes alles untersucht und bestätigt haben, was wir diese Nacht — ha, es war die gräßlichste meines Lebens! — im erhabenen Dienste der Gerechtigkeit untersucht und ausfindig gemacht haben. Ich sage „wir“, Mitbürger; denn auch ich habe mein be-
scheidenes Scherflein dazu beigebracht, daß die Unschuld gerächt und das Verbrechen gestraft werde, und der Herr Maire — einen erleuchteteren Mann gibt es nicht als unsern Maire, und unser Dorf kann stolz auf ihn sein! — hat darauf bestanden, daß auch ich meinen be-
scheidenen Namen unter das Protokoll setze, welches die Greuelstaten des Klerikalismus entlarvt, an den Pranger stellt, ja ich darf sagen, den ganzen Stand dieser Wölfe im Schafspelz unter das Messer der Guillotine legt. Denn wenn unser Cure, einer der besseren im Lande, dieser himmelschreienden Blutat-
fähigkeit war, wessen soll man sich dann von den andern versehen? Aber es ist gut, daß gerade jetzt vor den Wahlen diese Greuelstat geschehen mußte und von uns der Schleier der Heuchelei zerrissen wurde, in den sich der Klerikalismus hüllen wollte. Das Departement, ganz Frankreich soll davon hören und sich entscheiden. Das Licht, das wir hier in Ste-Victoire aufstellen, wird ein Leuchtturm für unser teures Vaterland sein, und in seinen Strahlen wird man die Wahrheit des großen Gambetta erkennen: Le cléricalisme — voilà l'ennemi! Ein Verräter an Frankreich ist also, wer seine Stimme bei den nächsten Wahlen dem klerikalen Kandidaten gibt. A bas la calotte! Nie-
der mit den Pfaffen!“

Der jungenfertige Wirt zur Goldenen Rose hätte gewiß zu Nutz und Frommen seiner Zuhörer noch lange fortgeredet, wenn nicht jetzt die Gendarmen und das Gerichtspersonal von Alix auf dem Klosterplatz erschienen wären. Die berittenen Polizisten stellten sich rechts und links von der Pforte auf, und der Wagen fuhr vor. Herr Carillon stürzte sich auf den Schlag, um ihn zu öffnen. Es entstieg ihm zunächst ein schwarzgekleideter Herr mit großer, blauer Brille und weißem Schnurr- und Kinnbart. Er lüftete seinen Zylinder ein klein wenig vor dem sich tief verneigenden Writte und fragte:

„Habe ich die Ehre, den Herrn Maire —“ „Doch nicht — mein Name ist Carillon, Wirt zur Goldenen Rose. Sie werden meinen Namen unter dem Protokoll finden, Herr Untersuchungsrichter! Der Herr Maire ist oben beim Inkulpationen, d. h. eigentlich bei dem schon überwiesenen Verbrecher. Denn der Herr Untersuchungsrichter wird finden, daß wir ihm tüchtig vorgearbeitet haben. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Weg hinauf zu zeigen. Die Herren Gendarmen werden inzwischen das von gerechter Entrüstung besetzte Volk an dem Betreten des Klosters hindern und dafür sorgen, daß es nicht etwa in heiligem Zorn Rache an dem Mörder nehme, der die Soutane trägt.“

Dem Untersuchungsrichter folgte ein Polizeioffizier und ein Sekretär mit einer großen Mappe aus dem Wagen. Ohne ein Wort auf die lange Rede zu erwiedern, folgten die drei Carillon in die Wohnung des Pfarrers, wo der Maire seine Gefährten und sich vorstellt. Der Untersuchungsrichter, Herr Barthelot, ließ sich dann zunächst kurz den Fall erzählen.

„Wir dachten zuerst an ein Unglück, das der alten Dame beim Verlassen dieses weitläufigen Gebäudes zugestoßen sei, und wunderten uns nur, wie wenig entgegenkommend der Pfarrer sich zeigte, als wir die nötige Durchsuchung der Korridore vornehmen wollten. Erst nach und nach, als wir die Leiche fanden, kam uns der Verdacht, der Pfarrer sei der Schuldige, teils seines auffallenden Benehmens wegen, teils weil zur Zeit des Verbrechens niemand anders im Kloster war. Dann trafen wir ihn heimlich damit beschäftigt, ungeheuerle Blutslecken aus seiner Soutane auszuwaschen, und fanden gleich darauf den Korb der Ermordeten und das Messer, mit dem offenbar die Tat geschehen ist, zusamt einem Tuche, an welchem dasselbe abgewischt wurde, in der Küche des Pfarrers verstopt.“

„Allerdings sehr schwerwiegende, ja überwältigende Beweismittel. Ich mache Ihnen mein Kompliment zu Ihrer Er-
mittlung. Und was sagt der Angehul-
dige dazu?“

„Er leugnet. Er beteuert frech seine Unschuld. Er hat den Mut, Gott zum Zeugen derselben anzurufen. Wollen Sie ihn sehen? Er wird hier nebenan von unserem Gendarmen bewacht.“

„Nicht jetzt. Ich will zunächst mit dem Herrn Offizier das Protokoll durchlesen,

das Sie über Ihre ja sehr erfolgreiche Untersuchung aussiehen, wie ich höre. Dann wollen wir uns den Ort des Verbrechens und die übrigen Räumlichkeiten dieses Baues genau ansehen. Der Gerichtsarzt ist doch zur Stelle zitiert? Gut. Wir werden seinen Bericht hören. Das Geld, die geraubte Summe, ist die auch gefunden worden?"

"Leider nicht. Wir nehmen an, daß der Pfarrer die Summe irgendwo in diesem weitläufigen Bau versteckt hat."

"Nicht unwahrscheinlich. Jedenfalls muß das ganze Haus auf das genaueste durchsucht werden. Herr Picard, Sie haben wohl die Güte, mit einem Ihrer Leute diese wichtige Sache gleich in Angriff zu nehmen. Wir wollen unterdessen den Ort der Tat und was damit zusammenhängt in Augenschein nehmen."

Der Maire führte also den Untersuchungsrichter, nachdem derselbe das Protokoll aufmerksam gelesen hatte, zunächst in die Küche und zeigte ihm das Messer und das Tuch und den Platz, wo sie gefunden wurden. „Es ist auffallend“, sagte der Untersuchungsrichter, „daß dieselben Sachen so schlecht verborgen waren. Es sieht aus, als ob sie absichtlich dahin gestellt wären, daß man sie hier finde. Man hat aber freilich auch Beispiele, daß der Täter absichtlich so handelte, um sagen zu können: so unvorsichtig würde ich doch nicht selbst mich verraten haben. Hat der Pfarrer so etwas gesagt, als man das Messer hier fand?“

„Nein. Er spielte den Verblüfften und beteuerte seine Unschuld“, antwortete der Maire.

Man untersuchte nun die blutbefleckte Soutane. „Wie erklärt der Pfarrer diese Flecken?“ fragte der Untersuchungsrichter, und als er die Antwort des Maire vernommen, sagte er achselzuckend: „Der Pfarrer konnte für sich nichts Ungeschickteres tun, wenn seine Erklärung zutreffend wäre! Man hätte sofort erkennen können, daß die Flecken von geronnenem Blute herrihten; jetzt hat er daselbe wieder aufgelöst, und es wird nun sehr schwer halten, festzustellen, ob es frisches oder geronnenes Blut war.“

Der Maire geleitete nun den Herrn durch den dunklen Korridor des Marienflügels in das Oratorium und bemerkte, nach des Pfarrers Zeugnis habe die Ermordete regelmäßig diesen Weg genommen, um eine Anbetung des Sakramentes zu machen, und sei dann die finstere

Wendeltreppe hinabgestiegen. Hierauf zündete er eine Kerze an und leuchtete dem Untersuchungsrichter bis zum Treppenabsatz vor der Sakristeikammer. „Hier ist die Tat geschehen!“ erklärte er. „Hier in dieser Ecke hinter der geöffneten Türe muß der Mörder sein Opfer erwartet haben!“

„Wie konnte der Pfarrer hierhin gelangen, wenn er seiner Angabe und Ihrer Annahme gemäß sie oben an seiner Türe verabschiedete?“

„Auf einem doppelten Wege: entweder durch die Haupttreppe und den Kreuzgang diese Treppe heraus, oder indem er sich an der ruhig im Oratorium Bestenden auf dem Wege, den wir gekommen sind, vorüberschlich.“

„Er hätte sie auch begleiten und hier an dieser allerdings günstigsten Stelle überfallen können. — So viel ist sicher: nur ein Mensch, welcher mit der Anlage dieses Hauses und den Gewohnheiten der Ermordeten völlig vertraut war, konnte diese Tat vollbringen.“

„Er mußte überdies wissen, daß die Tote gerade zu dieser Stunde mit einer solchen Geldsumme diesen Weg einschlagen würde. Wer konnte das anders wissen als der Pfarrer?“

„Sie haben recht. Die Verdachtsgründe sind wirklich erdrückend. Öffnen Sie nun die Türe, bitte.“

Von der Schwelle aus betrachtete der Untersuchungsrichter die mit dem Bahrtuche bedeckte Leiche.

„Das Grابتuch haben natürlich Sie darüber gespreitet?“ fragte er den Maire.

„Nein, nein! genau so fanden wir sie und haben das Tuch nur so weit gelüftet, um uns von der Identität und dem Tode Madame Blanchards zu überzeugen.“

„Das ist sehr sonderbar! Das hätte ein gewöhnlicher Mörder kaum getan! Darin verrät sich die Hand des Geistlichen.

„Lassen Sie die Decke so liegen, bis der Gerichtsarzt zur Stelle ist. Und nun sagen Sie mir, wie hat sich der Pfarrer benommen, als Sie die Leiche fanden?“

„Dafür er uns zuerst einen andern Weg führte, obschon er wußte, Madame Blanchard werde diesen Weg gegangen sein, glaube ich Ihnen schon gesagt zu haben. Als er uns dann doch hier vorbeiführen mußte, warf er einen eigentümlichen ängstlichen Blick auf diese Türe — ich bin dessen sicher: gerade dieser Blick veranlaßte mich, die Türe zu öffnen — und im selben Augenblicke ging

seine Lampe aus.“

„Hat er sie ausgeblasen?“

„N—ein, ich habe das wenigstens nicht bemerkt. Ich glaube, es war Zugluft. Aber was uns allen auffiel: er hatte in dem einen Blick sofort die Leiche erkannt, während wir nur das unheimliche Bahrtuch klar gesehen hatten. Dann kniete er, selbst bevor Licht zur Stelle war, hier neben die Leiche hin und stellte sich betend.“

„Er scheint hier wirklich in dem geronnenen Blute gekniet zu haben, und somit dürfte seine Erklärung der Blutslecken die richtige sein. — Aber freilich, das beweist noch lange nicht seine Unschuld! Schließen Sie die Kammer vorläufig. Wir wollen wieder in das Zimmer hinauf.“

Während sie nun zusammen die Treppe hinaufstiegen, fragte der Untersuchungsrichter, ob es auch ganz gewiß sei, daß der Küster zur Zeit der Tat sich nicht im Hause gefunden habe. Der Maire antwortete, das sei absolut erwiesen und werde auch vom Pfarrer selbst zugestanden. — Wer sonst noch um die Zeit zwischen 10 und 11 Uhr im Kloster gewesen sei? — Niemand als der Pfarrer und die Ermordete. Die alte Magd Suzanne sei vom Pfarrer, bevor die Ermordete das Kloster betrat, unter dem Vorwande, er sei unwohl und wolle sich zur Ruhe legen, mit der Weisung fortgeschickt worden, erst am folgenden Tage wieder zu kommen. Der alte Jacques, der in Abwesenheit des Küsters um Mittag den Angelus geläutet habe, sei erst einige Minuten vor 12 Uhr, also zur Zeit, da die Tat schon geschehen, in das Kloster gekommen und habe dasselbe sofort wieder verlassen.

„Wenn sich das wirklich beweisen läßt“, sagte der Untersuchungsrichter, „so ist das für sich schon ein erdrückender Schuldbeweis. Ich werde die Magd und den Mann, der den Angelus läutete, verhören; bestellen Sie dieselben sofort. — Nun hätten wir noch das Motiv, den Beweggrund zu erwägen, der den Pfarrer zu dieser Tat hätte bewegen können. Rache, Eifersucht und ähnliches kann hier wohl nicht in Frage kommen — das einzige wird die allerdings große Geldsumme sein. Gilt der Pfarrer als sehr geizig?“

„Im Gegenteil. Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß er gegen die Armen und Kranken sogar über seine Mittel wohltätig ist.“

„Hm, hat er sich vielleicht gerade dadurch drückende Schulden aufgebürdet?“

„Nicht daß ich wüßte. Aber er ist arm und hat eine arme Mutter, die er schon lange gern zu sich genommen hätte. Sie war Sonntag hier auf Besuch und ist erst Montag morgen — in der Tat kaum eine Stunde vor dem Morde — nach Alz zurückgekehrt, wo sie in ziemlich bedrängten Verhältnissen leben soll. Hm, da kommt mir ein Gedanke —“

„Mir auch“, unterbrach ihn lebhaft der Untersuchungsrichter. „Nicht wahr, die hätte am Ende das Geld mit nach Alz nehmen können, und dann dürften wir hier umsonst danach forschen?“

„Ich würde es glauben, wenn nicht die von der Ermordeten unterschriebene Quittung vorläge!“

„So, auch eine Quittung hat er sich noch geben lassen? Das macht mir die Sache noch wahrscheinlicher. Die Unterschrift konnte er von der gutmütigen Person leicht durch einen Kniff erhalten, z. B. er sagte ihr — das paßt ja ganz prächtig — er habe die Summe in dem sichern Schrank der Sakristei verschlossen und wolle sie ihr unten ausbezahlen. Sie sagten mir ja, die Wendeltreppe führe auch zur Sakristei? Nun, Madame Blanchard wird also oben, um nicht noch einmal zurückkehren zu müssen, den Empfangsschein unterzeichnet haben und erhielt dann auf dem Wege zur Sakristei statt des Geldes den Messerstich. Was sagen Sie zu dieser Annahme?“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Untersuchungsrichter. So paßt alles vor trefflich, so wird es geschehen sein!“

„Erfahrung, nichts als Erfahrung, mein lieber Maire! Wenn man so lange im Amt ist wie ich, so lernt man nach und nach die Schliche der Verbrecher kennen. Nun, wir haben jetzt, dank Ihrer ausgezeichneten Beihilfe, was ich „eine sichere Operationsbasis“ zu nennen pflege. Daraufhin wollen wir jetzt handeln. Zunächst ein Telegramm nach Alz, das diese Frau Montmoulin der besonderen Aufmerksamkeit der Polizei empfiehlt. Sie kennen doch die Adresse?“

„Leider nicht. Wüßte auch nicht, wer dieselbe hier außer dem Pfarrer kennen sollte.“

„Nun, derselbe wird sie uns nennen. Jetzt müssen wir noch rasch, nur der Form wegen, diese alte Magd verhören und den Mann, der den Angelus läutete; dann kommt die Reihe an den Insulpaten.“

Zwölftes Kapitel

Das Verhör

Während dieses Gesprächs hatte der Untersuchungsrichter mit dem Maire den langen Korridor durchschritten und stand wieder vor der Wohnung des Pfarrers. Herr Carillon erwartete sie daselbst und teilte ihnen mit, er habe sich die Ehre gegeben, für die Herren im anstözenden Zimmer ein kleines Frühstück zu servieren. Der Herr Untersuchungsrichter werde ja bei seiner plötzlichen Abreise kaum Zeit gehabt haben, etwas zu genießen.

„In der Tat konnte ich kaum eine Tasse Kaffee trinken und werde gleich nach Beendigung des Verhörs von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen. Jetzt aber wollen wir voranmachen. Das Telegramm nach Aix kann nicht früh genug abgeschickt werden“, fügte er, zum Maire gewendet, hinzu. Doch ließ sich der Herr bewegen, ein Glas Madeira zu trinken und etwas kaltes Huhn dazu zu nehmen, während man den Nachbar Jacques und die alte Susanne herbeirief.

Der alte Jacques war einige Minuten vor 12 Uhr herübergekommen, hatte geläutet und war sofort wieder nach Hause zurückgekehrt, wie er beweisen könnte; er hat nichts gesehen und nichts gehört — letzteres war bei seiner Taubheit nicht zu verwundern. Er hatte namentlich von dem Küster Loser nichts gesehen und nichts gehört, werde übrigens in seinem Leben niemals wieder demselben einen solchen Liebesdienst erweisen, da man dadurch nur Scherereien mit der Polizei bekomme und am Ende gar nach Aix vor Gericht müsse.

Die alte Susanne wurde vom Gendarmen mit Gewalt vor den Untersuchungsrichter gebracht, und man bekam in den ersten Minuten kein verständliches Wort von ihr zu hören; sie jammerte und schluchzte hinter ihrer Schürze, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Da auf einmal ließ sie die Schürze fallen und fuhr gegen den Maire und den Untersuchungsrichter los, wie man ihr, einer siebzigjährigen, unbejholtenen Jungfrau, die Schande antun könne, sie mit dem Gendarmen holen zu lassen. Ob man am Ende gar sie für die Mörderin der guten Madame Blanchard halte? Man solle es nur sagen; es wundere sie gar nichts mehr, da man die himmelschreiende Freiheit habe, einen so guten

und frommen und heiligen Mann wie den Herrn Pfarrer für den Mörder auszugeben! Ja, was das für Zeiten seien! Das komme aber davon, wenn man einen Maire in der Gemeinde habe, der seine österliche Pflicht nicht erfülle und der — na, sie wolle nichts mehr sagen; man solle seine Frau fragen! Dann ging der Zornausbruch der guten Alten wieder in lautes Weinen über, und die Schürzenzipfel bedekten aufs neue ihre Augen.

Der Untersuchungsrichter unterdrückte bei dem Ausfallen der Alten gegen den Maire nur mit Mühe ein Lächeln und winkte demselben, er solle ihn machen lassen. Zunächst erteilte er dem Gendarmen einen Verweis, daß er die ehrsame Jungfrau Susanne also unhöflich vorgeladen habe. Das wirkte schon etwas. Dann sagte er ihr, gerade um den Verdacht vom Herrn Pfarrer abzuwenden, habe man sie rufen lassen; sie möge also im Interesse des Pfarrers die Fragen beantworten, die man ihr vorgelegen werde. Dazu war sie bereit, und nun bestätigte sie, daß das Messer schon am Morgen gefehlt habe; daß der Pfarrer ihr vor 10 Uhr gesagt, er sei unwohl, wolle sich zur Ruhe legen und sie brauche den Tag nicht mehr zu kommen; daß sie beim Verlassen des Klosters Madame Blanchard getroffen und nichts mehr von ihr gesehen oder gehört habe, bis am Abend spät die Jeannette gekommen sei, um sie mit der Nachricht zu erschrecken, Madame Blanchard sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

„Und was haben Sie der Jeannette geantwortet?“

„Jesus, Maria und Joseph!“ habe ich geschrien, „der ist gewiß etwas zugeschossen!“

„Wie kamen Sie auf den Gedanken?“

„Weil der Herr Pfarrer mir gesagt hatte, sie komme, das viele Geld für das neue Krankenhaus bei ihm zu holen.“

„Hat sonst noch jemand darum gewußt, daß Madame Blanchard um diese Zeit das viele Geld im Kloster hole?“

„Nein, nein; wo denken Sie hin? Meinen Sie, ich sei eine Klatschbase? Da kennen Sie die alte Susanne schlecht! Keiner Seele habe ich ein Wort davon gesagt.“

„Und Sie haben gesehen, wie Madame Blanchard das Kloster betrat? Wie spät war es da?“

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Es

schlug eben 10 Uhr. Sie grüßte mich und fragte, ob Abbe Montmoulin allein sei, und ich sagte: „Ja, mutterseelenallein!“ Denn seine Mutter war schon abgereist.

„Hatte seine Mutter eine Tasche oder ein Körbchen in der Hand, als sie fortging?“ „Ja, der Pfarrer hatte ihr eine Tasche mitgegeben; ich glaube mit seiner Wäsche, welche sie ihm ausbessert.“

„War die Tasche schwer oder leicht?“ „Das weiß ich nicht. Ich wollte sie ihr die Treppe hinuntertragen; aber sie ließ dieselbe nicht aus der Hand.“

Der Untersuchungsrichter warf dem Maire einen Blick zu.

„Wissen Sie vielleicht, wo die Mutter des hochw. Herrn Pfarrers wohnt?“

„Ja, in der Rue de la Colombe zu Aix. Die Nummer weiß ich nicht. Sie hat einen kleinen Wollwarenladen, linker Hand, wenn man vom Gemüsemarkt her kommt. Wollen Sie vielleicht Ihre Strümpfe dort kaufen?“

„Wohl möglich, daß ich mit der würdigen Frau demnächst ein kleines Geschäft abzuschließen habe“, bemerkte der Herr, die Adresse rasch auf einem Streifen Papier notierend. Dann fragte er: „Sie sagten soeben, der Pfarrer sei ganz allein im Kloster gewesen, als Madame Blanchard zu ihm ging. Sind Sie dessen ganz gewiß?“

„Ja, ganz gewiß.“

„Der Küster war also nicht da?“

„Nein, der Lump ist am Sonntagabend nach Marseille gegangen und noch nicht zurück.“

„Ah bien, Jungfer Susanne, was ist denn nun Ihre Meinung: wenn der Pfarrer ganz allein mit der alten Dame im Kloster war, auf wen muß denn wohl der Verdacht dieser Tat fallen?“

„Das weiß ich nicht! Jedenfalls nicht auf den Herrn Pfarrer, der ein so heiliger Mann ist!“

„Ja, auf wen denn? Madame Blanchard hat sich doch nicht selbst erstochen und bestohlt?“

„Gewiß nicht, sie war eine sehr fromme und gottselige Frau und hätte dies nie getan. Viel eher glaube ich, der Teufel selbst habe es getan durch sich oder durch

irgend einen Lump, den er ganz gut durch die Luft herbeigetragen und wieder fortholen konnte, um dem guten Pfarrer diese heilloje Geschichte über den Hals zu bringen.“

Alle lachten über diese allerdings wenig glaubwürdige und noch weniger moderne Erklärung der alten Susanne. Aber diese nahm das Gelächter nicht sehr gnädig auf und fragte: „Was ist denn da zu lachen? Ist denn das etwas so Seltenes, daß der Teufel einen holt? Da sollte ein Christenmensch einen heilsamen Schrecken empfinden, anstatt zu lachen! Und Sie namentlich, Herr Bürgermeister, haben gar keinen Grund zu lachen. Sie glauben zwar an keinen Teufel; es soll mich aber gar nicht wundern, wenn er Sie einmal holt!“

„Bravo, bravo, Dame Susanne! Ha, ha, ha!“ rief der wohlbeliebte Doktor Corbillard, der während dieser leichten Standrede der alten Magd eingetreten war, und schüttelte sich vor Lachen. „Bravo! Sagt's dem alten Sünder! Hätte meiner Lebtag nicht gedacht, daß Ihr eine solche Rednerin seid. Da ist ja der alte Cicero ein Stümper dagegen. Wenn die Klerikalen nur um einen Deut gescheiter wären, würden sie Euch nach Paris in die Kammer schicken. Ich glaube, Ihr würdet diese Schwerenöter von Liberalen alle vom Teufel holen lassen! — Aber nichts für ungut, meine Herren! Ich habe die Ehre, mich untertänigst dem Gerichte zur Verfügung zu stellen.“

„Unser Dr. Corbillard“, stellte der Maire ärgerlich genug den Arzt vor, während man der alten Susanne bedeutete, sie sei einstweilen entlassen. „Nun, Herr Doktor, Sie hätten auch etwas früher kommen können —“

„Keine Minute früher! Ich habe den Grundsatz: erst für die Lebenden, denen man noch helfen kann, und dann für die Toten, die auch viel geduldiger warten als z. B. Sie, Herr Maire. Und da zu gleicher Zeit mit Ihrer Einladung ein dringender Ruf zu einem Kranken kam, der mich eine Stunde weit in die Berge verlangte, treffe ich erst jetzt hier ein und stehe nun ganz zu Ihren Diensten.“

(Fortsetzung folgt.)

Briefauszüge

Innigen Dank der lieben hl. Theresia vom Kinde Jesu für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit. Schwester M. E., C. P. S.

Sigmaringen: Dank dem hl. Judas Thaddäus; in einer Geldangelegenheit habe ich ihn um seine Hilfe angefleht und bin nun erhört worden.

Weilheim: In einem jahrelang dauern- den Anliegen wurde mir, dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, des hl. Joseph und besonders des hl. Judas Thaddäus, Hilfe zuteil.

Marienbad: Dauermal Dank dem hl. Herzen Jesu für die Erhörungen in un- serer steinbachschen Zuflucht.

Hönsbronn: Durch Anrufung des hl. Herzenges Jesu und des hl. Joseph bin ich in meinem schweren Anliegen erhört worden.

N. N. B.: Vielen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, der hl. Theresia vom Kinde Jesu sowie allen Heiligen.

Waldstetten: Meine Mutter hatte alle Anzeichen, einen offenen Fuß zu bekom- men. Ich nahm Zuflucht zur lb. Gottes- mutter und anderen Heiligen und wurde erhört. Sende zum Dank für ein Heiden- kind ... Markt.

Auf die Fürbitte des hl. Joseph, des hl. Antonius und des hl. Judas Thaddäus fand ich Erhörung in vielen Nöten und sende zum Dank Almosen.

E. in Schw.: Der lb. Gottesmutter und dem hl. Antonius sei öffentlicher Dank für erlangte Hilfe.

J. M. in A.: Für ein Heidenkind „Konrad.“

Stuttgart: Nach einer neuntägigen An- dacht zur Muttergottes und für die ar- men Seelen fand ich Erhörung in einem Anliegen.

Mosth: Dank der allerb. Dreifaltigkeit, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der hl. Familie und den armen Seelen für er- langte Hilfe.

Malberg: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Himmelskönigin, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Wendelin für Hilfe in zwei schweren Anliegen.

Schüren: Gabe für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in Krankheit.

Düsseldorf: Dank dem hl. Antonius für Erhörung in einem Anliegen.

Bochum: Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, dem hl. Gerhardus von Majella und mehreren Heiligen für Er- hörung in einem wichtigen Anliegen.

Graes: Dank dem hl. Antonius für er- langte Besserung eines durch Verletzung erkrankten, nutzlos gewordenen Tieres. Barmen: Gabe für ein Heidenkind als Dank für Erhörung in einem Anliegen erhalten.

Etzelbrück (Luxemburg): Unserer lb. Frau v. Lourdes, dem lb. hl. Joseph und der hl. Schw. Theresia vom Kinde Jesu innigsten Dank für zweimalige auffal- lende Hilfe in großer Lebensgefahr und für schnelle Besserung in Krankheit.

Langerfeld: Gabe als Dank und um wei- tere Hilfe zu Ehren des hl. Antonius, der Muttergottes der immerwährenden Hil- fe, den armen Seelen, der hl. Theresia und zu Ehren der hl. fünf Wunden.

Würselen: Almosen als Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der lb. hl. Theresia für erlangte Hilfe.

Honnef: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, dem hl. Jo- seph, dem hl. Antonius und dem hl. Ju- das Thaddäus für Hilfe in großer Be- drängnis.

Bonn: N. N. Dank dem hl. Joseph für Hilfe in großer Not.

Berlin: H. H. Öffentlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Thaddäus, der kl. hl. Theresia und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit.

Schlebusch: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Thaddäus öffentlichen Dank für Hilfe in schwerer Prüfung.

Reipeldingen: Innigsten Dank dem hl. Antonius und dem hl. Wendelinus für Hilfe im Stall.

Langendernbach: Herzlichen Dank der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der kl. hl. Theresia für wunderbare Hilfe in einem schwe- ren Anliegen.

Birkesdorf: Dank der Mutter von der immerwährenden Hilfe und der kl. hl. Theresia für Erhörung in meinem An- liegen.

Bremen: Dank dem hl. Judas Thad- däus für Hilfe in einer verwickelten und schwierigen Gerichtssache. Veröffentli- chung gelobt.

Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Got- tesmutter und allen Heiligen für er- lange Gesundheit und Hilfe in einem besonderen Anliegen.

Greissenich: Innigen Dank dem hl. Her- zen Jesu, unserer lb. Frau von der im- merwährenden Hilfe, dem hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, hl. Liborius, be- sonders dem hl. Joseph für Hilfe in Krankheit und Wohnungsangelegenheit sowie verschiedenen anderen Anliegen.

Veröffentlichung versprochen. Auch möchte ich bei dieser Gelegenheit (wenn es auch schon weiter zurückliegt) genannten Heiligen, besonders dem hl. Joseph, innigst und öffentlich danken für augenscheinlichen wunderbaren Schutz meines Sohnes in österer sicherer Todesgefahr im Weltkriege, (es ausführlich zu erzählen, würde ja zu weit führen) und glückliche Heimkehr aus demselben.

Der Sohn selbst, sowie auch wir zu Hause hatten ihn immer dem hl. Joseph, der auch zugleich sein Namenspatron ist, besonders empfohlen und haben auch immer nächst dem lieben Gott, dem hl. Joseph den besonderen Schutz und Hilfe zugeschrieben. Tausendmal Dank. Zeitlebens werde ich ihn besonders verehren. Mögen alle, die in Not und Gefahr sind, sich an diesen hilfreichen Heiligen wenden.

Marienwerder: Das gesandte Almosen als Dank der lb. Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Joseph, den armen Seelen und der göttlichen Vorsehung für Heilung von einem schweren Abel. Veröffentlichung gelobt.

Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, der hl. Theresia vom Kinde Jesu, der Schwester Benigna und dem hl. Vater Pius X. für Hilfe in besonders schwerem Anliegen.

Ruda O. S.: Dem hl. Herzen Jesu u. d. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe für glückliche Entbindung.

Reichenau: Überwiegener Betrag als Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter und dem hl. Joseph für wiedererlangte Gesundheit und um weitere Hilfe.

Reinerz: Innigen Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius und dem hl. Schutzengel für Erhörung einer Bitte. Eine große Freundin der Mariannhiller Mission.

Tausendsachen herzlichen Dank sei gesagt der lb. Muttergottes mit dem göttl. Kinde im Namen der hl. Dreifaltigkeit, sowie im Namen der hl. Familie, aller lb. Engeln und Heiligen und aller armen Seelen für Hilfe in einem großen Anliegen. O eilet doch alle zu Maria, der Mutter mit dem göttlichen Kinde. Sie wird euch gewiß helfen.

Rittendorf: Dank der hl. Ottilia für wunderbare Hilfe in schwerem Anliegen.

1 Heidenkind versprochen.

Würzburg: Durch die Fürbitte der lb. Muttergottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius, des hl. Judas Thaddäus bin ich erhört worden in schwerem Anliegen.

Sopron, Ungarn: 5 Pengö Missions-

Almosen erhalten. Vergelts Gott! Wenigzell, Steiermark: Missions-Almosen als Antoniusbrot, als Danksagung für die armen Seelen für Erhaltung braver Dienstboten.

Graz: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für Erhörung in schweren Anliegen.

Innsbruck: Tausend Dank dem hl. Herzen Jesu für glückliche Operation und wiedererlangte Gesundheit.

Neufelden, O. O.: Dank der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für Hilfe in Armutlosigkeit und Geldnot.

Ober-Grafendorf, N. O.: Missions-Almosen als Antoniusbrot als Dank für Hilfe in schwerer Wohnungsnott.

Kirchberg, Tirol: Antoniusbrot für die Mission als Dank zur lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Antonius und der hl. Theresia vom Kinde Jesu für erlangte Hilfe in schweren Anliegen.

Altendorf: Auf Anrufung des hl. Joseph und der hl. Theresia vom Kinde Jesu ist mir eine unangenehme Situation erspart geblieben und übermache als Dankbarkeit ein Missions-Almosen von ... Frank.

K. in A.: Lob und Dank dem göttlichen Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Antonius für Hilfe in Wohnungsangelegenheiten. Sende Ihnen die versprochene Gabe von ... Fr. für die Mission. Basel: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Hilfe in Wohnungsangelegenheit.

Entlebuch: In einem sehr schweren Unglück nahmen wir mit großem Vertrauen Zuflucht zum wunderländigen Garner Jesuskind, zur lb. Muttergottes, besonders auch zum lb. hl. Joseph, der uns schon öfters durch seine mächtige Fürbitte beigestanden ist, sowie auch zum hl. Judas Thaddäus, dem absonderbaren Helfer in hoffnungslosen Anliegen, zum hl. Antonius von Padua, dem himmlischen Arzt, den hl. 14 Nothelfern und den armen Seelen. Es wurde nebst anderem auch die Taufe von 2 Heidenkindern versprochen und Veröffentlichung im „Bergischmeinnicht“, wenn uns in diesem schweren Anliegen geholfen werden. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt, indem sich alsbald wieder alles zum Besten wendete. Dem lb. Gott, der lb. Gottesmutter, dem lb. hl. Joseph und den anderen Heiligen sei hiemit öffentlich unser herzinnigster Dank ausgesprochen. Sursee: ... Fr. für ein Heidenkind als Dank für Hilfe in einem Anliegen. Heidenkind war versprochen.

Memento

In letzter Zeit starb eine unserer eifrigen Förderinnen, nämlich Fr. Maria Hörtermann aus Essen (Ruhr). Sie hat seit langen Jahren mit größtem Eifer ihr Amt als Förderin ausgeübt. Die Marianhiller Mission wird ihr stets ein dankbares Andenken bewahren. Der lb. Gott allein hat all die Opfer und Mühen gekannt und wird es auf ihrem Sterbebette ihr süßesten Trost gewesen sein, ihre Kräfte dem Dienste Gottes als Hilfsmissionärin gewidmet zu haben. Möge sie nun ausruhen im Lande des Friedens, für dieses betet die dankbare Marianhiller Mission.

Herr Fr. Romahn in Königsberg, ein langjähriger Mitarbeiter, ist uns durch den Tod entrissen. Namenslich für die Verbreitung unseres Kalenders hat der Verstorbene stets reges Interesse an den Tag gelegt. Gott möge ihm ein reicher Vergeltter sein!

Krefeld: Frau Wwe. Augusta Verbüheln, Mutter einer eifrigen Fördererfamilie.

Liessem: Frau Angela Elsen, langjährige Förderin.

Wiedenfeld: Katharina Groß, langjährige Förderin.

Landshut: Anna Mandlinger, seit vielen Jahren eifrige Förderin unserer Mission.

Antonie Hortig, eine Wohltäterin in Neu-Strahlenberg.

Kaufbeuren: Josef Schmidhuber. Frankfurt: Katharina Grillenmeier. Hamberg: Johann Brendel. Passau: Barbara Treml. Mömlingen: Barbara Siegerich. Riedlingen: Mahlenbrey. Wernarz: Th. Muth. Schöonna: H. H. Pfarrer Paul Holzner. Oberthingen: Ludovika Riederer. Pfaffwiesen: Josef Maher. Erlenbach: Josef Wien. Bastheim: Anton Hartung. Freising: Theresia Ludl. Kalzhofen: Wohlerwürden Frau M. Augustina Eisele. Rühwihl: Theresia Sibold. Dieberg: Franziska Graml. Niederlindhart: Rosina Greil. Altheim: F. B. Gehrig. Unterfasendorf: Theresia Denk. Dietrichsdorf: Peter Högl. Hausach: Ph. Gutmann. Fußdorf: Josef Miller. Echsenheim: Maria Ruisinger. Poppenroth: Lorenz Antlitz. Erlenbach: Frau M. Tech. Krensheim: Walburga Marx. Katibor: Stephanie Schipke. Unterwittighausen: Julian Binder. Würzburg: Hochw. Herr Domkapitular Emmerich. Duisburg-Ruhrort: Fr. Nuelen. Duisburg: Adelsfried: Hegenscheid. Neuwendorf: Wwe. H. Rolf. Alt-Schermbeck: Kreienkamp. Königshof: Chr. Würd.

Schw. Maria Martina. Düren: Nikol. Crott. Etteln: Wwe. Katharina Weritz. Mörz: Marg. Wierschem. Bettensburg: Frau Nikolaus Dehrang. Hamm: Konrad Ochsenfahrt. Lüblar: Hemmersbach. Mülheim-Saarn: Weithoff. Mechernich: Hubert Kau. Witzkirchen: Hubert Keller. Katharina Keller. Herne: Frau Julius Thorrmann. Darsfeld: Anna Lauen. Niederaußen: Martin Esser. Krefeld: Wwe. Peter Hertel. Duisburg: Wwe. Wilh. Laube. Albersloh: Elij. Schlieper. Schlich: Frau Martin Urslings. Hindorf: Maria Stöcker. Rehlingen: Elisabeth Augustin. Hastenrath: Anna S. Göpen. Aischbach: Elisabeth Jäger. Bachem: A. Boos. Edum: Weber. Krone: J. Wodke. Orzegow: Isidor Wojtasched. J. Kobielski. Josef Bezholt. Pauline Frontzel. Julius Wieczorek. Oppeln: Johanna Joschko. Gorek: Paul Kochanek. Weidisch: Th. Sinf. Neuhausen: Josef Albrecht. Villmergen: Frida Meyer. Aßfelstrangen: Hug. Kerns: Anton Ming. Gattifon: Schneker. Altdorf: Hurnt. Linz: Anna Jax. Möbersdorf: J. Meierhofer. Stetteldorf: Franziska Hermach. Linz: J. Hammerschmid. Th. Berger. Maria Tschaniq. St. Peter: Leopold Großberger. Linz: Luise Spaf. Graz: Schwester Oberin Columba Mahenauer. Satteins: Josef Morscher. Wenigzell: Th. Kern.

Gebetsempfehlungen

München: Eine Person bittet um das Gebet in einer Prozeßangelegenheit.

N. N. bittet um das Gebet der Vergizmeinnichtleser um friedliche Teilung und zwei brave, tüchtige Knechte zu erlangen.

Scheuren: Bitte ums Gebet in zwei schweren Anliegen.

Bourscheid: Bitte ums Gebet für die Bekführung ei. es Verirrten.

Düsseldorf: Bitte ums Gebet für gute Berufswahl eines Jungen.

Charlottenburg: Zur lieb. Muttergottes von der immerwährenden Hilfe und zu den armen Seelen um Linderung eines Beinleidens.

Zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Muttergottes und zum hl. Antonius um Hilfe in einem schweren Anliegen. (Missionsalmosen beigelegt).

Schwarzenberg: Missions-Almosen als Bitte zu Ehren der lb. Gottesmutter Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Anna und der hl. Theresia vom Kinde Jesu um glückl. Entbindung. Jellowa: Eine Wohltäterin der Mis-

ston bittet die Leser des „Vergiftmein-nicht“ um das Gebet in einem schweren Anliegen.

Hüttendorf: In verschiedenen Anliegen zur hl. Muttergottes, zum hl. Herzen Jesu und hl. Joseph.

Meleschwitz: Bitte um Abwendung schwerer Sorgen in einer Familie.

Steine: Zu Ehren des hl. Antonius in schweren Anliegen.

Ein Abonnent bittet um Gebetsempfehlung für Hilfe in großen Geschäftsanliegen und in schwerem Ohren- und Seelenleiden.

Breslau: ... Markt mit der Bitte um Befreiung eines Leidens.

Mengerskirchen, Bochum, Buer, Köln, Oberhausen, Gressenich, Krefeld-Linn.

Wevelinghoven, Köln S., Sythen, Köln R., Kransberg.

Köln, Montabaur, Möncheng, Bochum, Gilzem, Burgreuland, Ensdorf, Ehrang, Geiske, Würselen, Heppingen.

Hohenems, Budaesch, Zehnsdorf, Stefanshart, Vorau, Rudersdorf, Siedeldorf, Mahrhofen, Innsbruck, Andelsbuch, Ardaguer-Markt, Heiligenkreuz a. Waagen, Ulrichschlag-Japons, Stainach, Feldbach, Frankenburg, Krauskopf b. Murau, Wien IV, St. Pölten, Alberndorf, Aichkirchen b. Lambach, Hohenems, Niederkreuzstetten, Ottendorf b. Gleisdorf, Linz, Feldkirch, Ugram, Japons, Innsbruck, Bezau, Buzau, Wien III, Grieskirchen, Kaltenleutgeben, Fürstenfeld, Oberrakisch, Geiersberg, St. Leonhard am Hornwalde, Kord.

Empfehlenswerte Bücher

Der heilige Franziskus. Band 10 der Theatiner-Andachtsbücher. Von Dietrich v. Hildenbrand. 48 Seiten. Preis gebunden RM 2.— Theatiner-Verlag, A.G., München.

Man fann die Lebensbeschreibung des hl. Franziskus, dessen Leben vielleicht die buchstäblichste Nachfolge Christi war, die die Welt je sah, dessen Gestalt ein leuchtender Glanz umstrahlt, dessen Wesen einen ernsten, herben und doch süßen Zauber atmet, nicht lesen, ohne von Liebe entzündet zu werden.

Der heilige Katharina von Genova geistliches Zwiegespräch über die göttliche Liebe. Ins Deutsche übertragen von Doris Acherl. 85 Seiten. Preis gebunden RM 2.— Theatiner-Verlag, A.G., München.

In diesem kleinen, inhalts schweren Buch versucht eine hochbegabte und hochbegnadigte heilige Frau zu sagen, was die göttliche Liebe und deren Wirkungen sind. Die Übertragung ist vor trefflich. Sie liest sich wie ein Original. Nur besondere Veranlagung und inniges Verzenken in den Stoff konnten zu einer solchen Tiefe des Nachempfindens führen.

Bernau: Mit Dir zu Gott. (Wie bete und lebe ich im Geiste der hl. Theresia vom Kinde Jesu). Geb. in Leinwand mit Rotschnitt RM 4.50; geb. in Leder mit Goldschnitt RM 7.50. J. Pfeiffer's Verlag, München, Herzogstraße 5/6.

Ein Gebetbuch, wie es sich die begeisterten Ver ehrer der hl. Theresia schon lange gewünscht haben. Es sei wärmstens empfohlen.

Papst Pius X. als Priesterideal zur Gedung von Priesterberufen. Von Pater Josef Damm, O.S.B. 96 Seiten. Mit Titelbild und Tafillustrationen. Preis kartoniert RM 1.25. Salesianer-Verlag, München 7.

Die Seligsprechung des heiligsten Papstes Pius X. wird nicht lange mehr auf sich warten lassen und wohl allerwärts mit größter Freude begrüßt werden. Damit dürfte das Büchlein besonders begehrenswert und Veranlassung werden, daß die Verehrung des heiligen Vaters Pius X. allen zum großen Segen gereiche.

Heilige Seelenlust. Von Angelus Silesius. Mit einem Nachwort herausgegeben von Dr. Reinhold Ziesel. Preis Ganzleinen RM 4.— gebunden

RM 3.— Broschur RM 1.50; Iris-Verlag, Frankfurt a. M., Gartenstraße 112.

„Die heilige Seelenlust“ will ein Volksbuch sein! Sie will allen Suchenden Brot spenden, — allen Gläubigen Stärkung im Wirrwarr der Zeit, — allen menschlichen Menschen ein Gleichnis ihres erstrebten Seins! —

Afrikanische Missionsgeschichte für Kinder groß und klein. Von Pater Josef Fröhle S.C.I. Preis gebunden RM 1.80. Verlag: Missionshaus Sittard, Post Wehr, Bezirk Aachen.

Nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene werden dieses Buch mit größtem Interesse lesen.

Theresien-Gebetbuch. Erwägungen und Gebete zu Ehren der hl. Theresia vom Kinde Jesu. Mit fünf authentischen Bildern der Heiligen in vierfarbendruck. Von Pater Alberich Gerard S. C. I. Gebetbuchformat. 280 Seiten. In Ganzleinen mit Rotschnitt RM 2.50. Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Willingen, Baden.

In deutschen Ländern nimmt die Verehrung der „kleinen Heiligen“ immer mehr zu. Alle Verehrer der hl. Theresia werden mit Freuden von dem Erscheinen dieses neuen Gebetbuches Kenntnis nehmen, weil es sie in den Geist der lieben Heiligen einführt und ihnen Gebete darbietet, mit denen sie der Verehrung der Heiligen Ausdruck geben können.

Nervennahrung Viele dankbare Zuschriften ermuntern uns, allen nervösen Personen unser Nervenkraftigungsmittel, genannt Nervenstärler, zu empfehlen. Preis Mk. 8.50 für 40, Mk. 8.50 für 120 Tabletten Prospekt gratis

Kloster St. Wolfgang, Versand durch Apotheke der Barmherz. Brüder, Neuburg a. d. D.

Bei trägem Stuhlgang, Korpulenz hat seit Jahrzehnten glänzend bewährt *Gall-Schleim-Darmtee*, ferner bei Blähungen und verdorbener Magen u. ähnlichen Zuständen, namentlich auch zu Frühjahrskuren u. zur Blutreinigung. Preis für 1 Paket M. 1.80, für 1 Kurpäckung M. 4.50, fr. ko. Prospekt frei. Herstellung und Alleinversand durch Apotheke d. Barmherz. Brüder, Neuburg a. d. D.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland,
Druck und Verlag der Missionsdruckerei

bei verausgehender Übereinkunft gerne gestattet.
Missionshaus St. Paul, Walbed (Rhld.)
St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben.